



9. Heft | 6. Mai 1909

JAMES RAMSAY MACDONALD · DIE KRISE IM ENGLISCHEN SOZIALISMUS

VOM Herausgeber der *Sozialistischen Monatshefte* bin ich um Aufklärung über die Vorgänge in der *Independent Labour Party* ersucht worden, die auf unserer Jahreskonferenz in Edinburg in dem Rücktritt von dreien meiner Kollegen und mir vom Vorstand der Partei gipfelten. Man erlaube mir zunächst einige Worte über die geschichtliche Entwicklung der Dinge.

Die *Independent Labour Party* ist im Jahre 1893 gegründet worden, nachdem die Erfahrung gezeigt hatte, dass die von der *Social Democratic Federation* betriebene Art der Propaganda dem britischen öffentlichen Geist widersprach und anfang der Sache des Sozialismus mehr zu schaden als zu nützen. Die *Independent Labour Party* wurde daher für den Zweck ins Leben gerufen die sozialistische Theorie und die sozialistische Aktion den britischen Umständen anzupassen, und sie ist darin in hohem Grade erfolgreich gewesen. Innerhalb eines Jahres hatte sie die *Social Democratic Federation*, was Tatkraft, Mitgliederzahl und leistungsfähige Mitgliedschaften anlangt, weit übertroffen, und was heute in Grossbritannien von sozialistischer Bewegung vorhanden ist, ist nur ihr zu verdanken. Bald ging sie auch dazu über eine bestimmte politische Taktik zu formulieren. Ohne damals viel von Marx zu wissen — denn die meisten von uns leiden an insularer Unkenntnis der festländischen Sprachen — verfielen wir merkwürdigerweise auf das von ihm eingeschlagene Verfahren, das heisst auf die Organisierung einer grossen, von allen anderen politischen Parteien unabhängigen Partei der Arbeiterklasse, die für den Sozialismus wirken würde, nicht, weil ihre Mitglieder schon auf den Sozialismus verpflichtet sind oder auch nur verstehen, was der Sozialismus ist, sondern weil die Richtung der Politik der Arbeiterklasse unvermeidlich die des Sozialismus sein muss, sobald die Arbeiterklasse in die Lage gebracht wird sich als eine unabhängige Macht zu organisieren. Anfang 1900 hatten wir unser Ziel erreicht. Wir riefen die Arbeiterpartei ins Leben und haben seitdem loyal für sie gearbeitet, ihr mit Rat zur Seite gestanden und, kann ich hinzufügen, von ihr ebenso loyale Unterstützung erhalten. Es kamen die Wahlen von 1906, und zum erstenmal hatte unser Land im Haus der Gemeinen eine Arbeiterpartei von wirklicher Bedeutung. Damit schloss eine ausgeprägte Phase unserer Entwicklung ab.

Die neue Phase zeichnete sich alsbald deutlicher ab. Bis dahin hatten die sozialistischen Agitatoren keine andere Verantwortung gefühlt als das Volk mit sozialistischen Zielen, sozialistischen Schlagworten und sozialistischen Ausblicken bekannt zu machen. Jetzt aber wurden sie plötzlich einer neuen wichtigen Aufgabe gewahr. Der Haus der Gemeinen wurde ein Stück Arbeitsfeld für sie. Ohne grössere Vorbereitung hatten sie sich mit parlamentarischer Politik zu beschäftigen und zu berechnen, bis zu welchem Grade ein demokratisches Verfahren ihren sozialistischen Bestrebungen dienen würde. Hatten sie sich, durch revolutionäre Phrasen verleitet, in Übertreibungen ergangen? Und wenn dem so war, was für Erklärungen sollten sie nun abgeben? In kurzer Zeit hatten wir es mit einer kleinen Minorität zu tun, die noch nicht antiparlamentarisch war, in deren Köpfen aber schon alle Keime antiparlamentarischer Begriffe spielten. Ausserdem waren die betreffenden Parteimitglieder von der unerwarteten Stärke unserer Partei im Haus der Gemeinen verblendet. Einige von ihnen glaubten offenbar, dass jeder industrielle Wahlkreis im Lande für uns zu haben sei, wenn wir ihn nur wollten. Jede Mitgliedschaft wollte mit ihrem Kandidaten ins Feld ziehen. Es muss hier bemerkt werden, dass unsere Organisation zentralistisch ist. Sowohl die *Independent Labour Party* als auch die Arbeiterpartei haben nationale Vollziehungsausschüsse, und diese nationalen Ausschüsse mussten bei allen Parlamentswahlen befragt werden, weil sie in der Regel einen beträchtlichen Teil der Wahlkosten aufzubringen haben. Die Mitgliedschaften fingen an dies als lästig zu empfinden, weil eben jede Mitgliedschaft in den Wahlkampf einzutreten wünschte. Die Mitglieder der beiden nationalen Vollziehungsausschüsse sahen voraus, dass, wenn sie sich in ein halbes Dutzend hoffnungsloser Kämpfe einlassen würden, die Bewegung an Ansehen verlieren und erheblich geschädigt werden würde. Die Mitgliedschaften wollten jedoch nichts davon wissen, und zu einer Zeit, wo der Ruf der Partei noch auf der Höhe war, und wir die Nachwahl in Jarrow gewonnen hatten, fand eine Nachwahl in Colne Valley statt. Kurze Zeit vorher war dort Grayson zum Kandidaten nominiert worden, aber er war den Mitgliedern des nationalen Vollziehungsausschusses niemals als annehmbar erschienen. Er hatte eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich, die damit angefangen hatte, dass er zur See lief, und deren vorläufiges Ende gewesen war, dass er sich am *Owen's College* in Manchester für das Predigeramt bei den Unitariern vorbereitete, aber im Kolleg nichts tat. Er hatte keinerlei praktische Erfahrungen in Verwaltungsfragen, und seine lustigen Reden, die sich in Phrasen ergingen und in den Ausdrücken nicht wählerisch waren, liessen ihn nicht als einen wünschenswerten Vorkämpfer der neuen Bewegung im Haus der Gemeinen erscheinen. Obwohl er durchaus gewillt gewesen war und sich sogar darum bemüht hatte einer unserer Arbeiterkandidaten zu werden, fand er Schwierigkeiten auf diesem Wege, und so schüttelte er den Staub von seinen Füßen gegen uns und wurde auf der Hochflut unserer Erfolge als *unabhängiger* Abgeordneter mit der Weisung gewählt in der Hauptsache mit uns zu arbeiten. Sein Sieg wurde vom Flügel der Ungeduldigen als unsere Niederlage begrüsst, der Gegnerschaft gegen Organisation und Disziplin war ein grosser Anstoss gegeben. Als Grayson dann, nachdem er als eine parlamentarische Persönlichkeit völlig Fiasko gemacht hatte und durch Reden, wie die famose Verkündung der *zerbrochenen Flasche* einen gewissen Ruf erlangt hatte, verlegte er sich darauf eine Szene im Parlament herbeizuführen, und die äusserste Linke erhöhte ihre Minierarbeit.

Auf diese Weise entwickelte sich innerhalb der Partei eine antiparlamentarische Bewegung, die auf die Agitationsprache zurückverfiel, die von der *Social Democratic Federation* vor der Gründung der *Independent Labour Party* geübt worden war und die ganze Bewegung zum Stillstand gebracht hatte. Die Kritik dieser Gruppe bestand nicht in der Frage: Warum tut die Arbeiterpartei nicht mehr? Vielmehr in den Fragen: Warum schreit sie nicht mehr? Warum verursacht sie keine Szenen? Warum trotz sie nicht dem Sprecher im Haus der Gemeinen? Die so fragen, gehen von der politischen Idee aus, dass das Haus der Gemeinen bloss eine Bourgeoisversammlung, ein Werkzeug der Mittelklasse, ein Zeuge und Organ kapitalistischer Ausbeutung sei. Mag sein, dass das Haus der Gemeinen alles das ist, aber das Werkzeug ist vom Volk gemacht, und was auch sein Charakter sein und welche Klasse sich auch seiner bedienen mag, so ist es doch unbestreitbar so weit als es geht das Erzeugnis der Denkweise der Volksdemokratie. Die Antiparlamentarier wollen von dieser Auffassung nichts wissen. Ihre Begriffe von Demokratie sind noch in einer andern Hinsicht konfus. Sie fordern, dass 30 Abgeordnete das Haus der Gemeinen beherrschen, seinen Geschäftsgang bestimmen und verhindern sollen, dass irgend etwas geschehe, was ihnen nicht gefällt. Ich fürchte, wenn das in kühlen Worten und rationeller Form ausgesprochen wird, klingt es ausserordentlich kindisch. Aber wenn es in flammenden Reden von Tribünen herab ins Land geschrien wird, dann ist es geeignet Hörer hinzureissen, und wenn es in Resolutionen niedergelegt wird, so finden es die Mitgliedschaften der *Independent Labour Party* schwierig kaltes Wasser auf solche erhitzten Pronunciamentos zu gunsten der Herrschaft der Minderheit und Unterdrückung der Mehrheit zu schütten. Tatsächlich laufen die Voraussetzungen dieser Gruppe darauf hinaus, alle Hoffnung auf eine jemalige Verwirklichung des Sozialismus fahren zu lassen. Denn diese Politik ist nur das rücksichtslose Draufgängertum von Leuten, die nie mehr als eine unbedeutende, geräuschvolle, theatralische und auf Reklame bedachte Minderheit sein können. Die Minderheit hat nichts dazu beigetragen die Organisation zu schaffen und die Politik auszuarbeiten, die uns den Einfluss verschafft hat, den wir heute geniessen. Sie hat niemand von Namen in ihren Reihen, der während der letzten sechs Jahre in der Bewegung tätig war. Aber nachdem sie dahinter gekommen war, dass sie in der Organisation eine Rolle spielen könne, ging sie sofort daran zu verkünden, wieviel besser sie alles gemacht haben würde, und was für vertrauensunwürdige Sozialisten und blosser Liberale wir anderen seien.

Die Analyse der Situation ist in Wirklichkeit eine Untersuchung der Pathologie der sozialistischen Bewegung in diesem Lande. Wir haben die *Social Democratic Federation*, die nahezu aufgehört hat sich um den Sozialismus zu kümmern und ihre Aufmerksamkeit und ihren Eifer darauf verwendet die Arbeiterpartei anzugreifen, die sie noch mehr hasst als selbst die Liberalen und sicherlich mehr als die konservative Partei. Wir haben eine unabhängige sozialistische Presse, deren typischer Vertreter der *Clarion* ist, der von Belletristen geschrieben wird. Sie präsentieren den Sozialismus in seinem utopischen und sentimental Gewande und machen aus dem Wort einen reinen Fetisch. Wir wollen nicht die Arbeitersache, sagen sie, wir wollen den Sozialismus. Sie bilden sich ein, dass diese Erklärung irgend etwas besagt, und von ihren Lesern geben sich leider eine ganze Anzahl der selben Täuschung hin. An der Spitze dieser

Schriftsteller steht Blatchford. Sein Stil ist reich an Bildern, er gebietet über viel literarische Farbe, schreibt mit Leichtigkeit und braucht geschickte Vergleiche und schlagende Beispiele. Er ist würdig der Cobbett der sozialistischen Bewegung genannt worden, und diese Bezeichnung ist durchaus nicht ohne Berechtigung. Er interessiert sich nicht für die Politik und weiss nichts von den Einzelheiten der einschlägigen Fragen. Er gehört keiner Fraktion der Bewegung an und besucht keine Versammlung, ausser um bei Gelegenheit von Demonstrationen das Präsidium zu übernehmen. Selten schreibt er nach einem Monat noch im gleichen politischen Gedankengang wie vorher, er ist ein wechselnden Eindrücken unterworfenen Gefühlsmensch. Sein *Merrie England*, das als der Versuch einer rationellen Erklärung des Sozialismus absolut wertlos ist, ist bei weitem die erfolgreichste Propagandaschrift gewesen, die je in diesem Lande veröffentlicht worden ist. Sie vermehrte die Zahl der Sozialisten, ohne Verständnis für die Grundzüge und den Mechanismus eines sozialistischen Staats zu erwirken, und während sie unsere Reihen schwellen machte, stelle sie uns vor das Problem einer Armee, die in ihren Überzeugungen recht beweglich, über ihre unmittelbaren Aufgaben sehr im Dunkeln und vollständig im Unklaren ist über die schwierige Natur des Feldzugs, den sie zu führen hat. Neuerdings, aber auch fast ausschliesslich infolge unserer Siege im Jahre 1906 hat eine Gruppe von überlegenen Sozialisten, die hauptsächlich aus Angehörigen der freien und akademischen Berufe besteht, Leute, die auf den gewöhnlichen Arbeiter und die Gewerkschaften mit Verachtung herabblicken, das Gewicht der Parole *Wir wollen nicht Arbeitersache, wir wollen Sozialismus* noch gesteigert. Die Verfassung der Arbeiterpartei — die, das gebe ich zu, in dieser Hinsicht mangelhaft ist, aber in den ersten zwei Jahren notwendig so sein musste, bis die Partei eingelenkt und das gegenseitige Misstrauen zwischen Sozialisten und Gewerkschaftern gehoben war — machte es diesen Leuten schwer Parlamentskandidaten zu werden. Eine gute Anzahl von ihnen war aber der Meinung, dass sie auf grund der Siege von 1906 sofort auch ihren Weg ins Haus der Gemeinen finden müssten, und ihre Gegnerschaft gegen die Arbeiterpartei, ihr Verlangen nach einer sozialistischen Partei, die unabhängig von der Arbeiterpartei Kandidaten ins Feld führe, ist in nicht geringem Grade diesem Umstand zuzuschreiben. Sie haben letzthin in dem *New Age* ein Organ erworben, dessen oberflächliche und dilettantische Kritik des Parlaments und des parlamentarischen Regierungssystems für vernünftig denkende Sozialisten sehr erheiternd, aber keineswegs ohne erheblichen Eindruck auf die unbeständigen und anarchistischen Elemente ist.

So ist es gekommen, dass Angriffe von seiten der *Social Democratic Federation* auf der Linken und innere Störungen durch eine antiparlamentarische Propaganda und einen sentimental-haltlosen Sozialismus den Erfolg, den die Politik der *Independent Labour Party* ihr 1906 verschafft hat, in den letzten drei Jahren untergraben und in Gefahr gebracht haben. Ein Geist der Unverantwortlichkeit und utopischer Unbekümmertheit geht um, ein Appetit auf melodramatisches Theaterspiel ist erweckt worden, und unsere ganze sozialistische Bewegung als praktischer Ausdruck politischer Entwicklung und besondere organisierte Kraft ist mit Vernichtung bedroht. Die stärksten Anstrengungen sind gemacht worden Leute, die seit den Jugendjahren der Partei offiziell mit ihr verbunden sind, in die Reihen der radikalisierenden Sozialisten zu treiben, und an einigen Orten

sind die Bemühungen leider erfolgreich gewesen. Mit einem Wort, die parlamentarische Richtung in unserer britischen Bewegung hat sich plötzlich einer antiparlamentarischen gegenüber gesehen, und viele Umstände haben zusammengezwirkt die kritische Natur dieses Zusammenstosses noch zu steigern.

Dies ist die Situation, zu der wir in Edinburg Stellung zu nehmen hatten. Unterstützt von einer Mehrheit, sobald eine klare taktische Frage zur Entscheidung stand, wussten wir niemals, was ein rückgratloser Gefühlsdusel tun würde, wenn der Konferenz Fragen vorgelegt wurden, die ihn in Bewegung setzten. Als zum Beispiel der nationale Vollziehungsausschuss in seinem Bericht darlegte, dass er keine Versammlungen für Grayson veranstalten konnte, nachdem Grayson sich als Gegner der Politik der *Independent Labour Party* erklärt und es abgelehnt hatte auf ein und der selben Tribüne mit Keir Hardie zu erscheinen, beschloss der Kongress, obwohl er offenbar der Meinung war, dass der nationale Ausschuss unter den Umständen nicht anders hatte handeln können, doch im Interesse eines sentimentalens Friedens mit schwacher Mehrheit jene Bemerkung aus dem Bericht des Ausschusses zu streichen. Formal bedeutete das ein Tadelsvotum, aber nicht auf dieses formale Votum hin sind wir zurückgetreten. Die Abstimmung zeigte die grösste Schwäche der Partei: den mangelnden Willen sich ihre eigene Politik völlig klar zu machen und ihre Funktionäre in der Ausführung dieser Politik ohne Rücksicht auf Stimmungen zu unterstützen.

So haben wir denn unsere Ämter niedergelegt, um die Freiheit zu gewinnen die Partei aufzufrischen. Solange wir als Bevollmächtigte die Politik der Partei verteidigten, verteidigten wir unsere eigene Sache. Sind wir einfache Mitglieder in Reih und Glied, so kann die Stellung, die wir nehmen, nicht dahin ausgelegt werden. Wir haben unsere Posten aufgegeben und sind gewöhnliche Mitglieder geworden, um die *Independent Labour Party* auf ihre alten Grundlagen zu stellen, auf diejenigen politischen Grundlagen, die die Partei von Unbedeutendheit zu politischer Macht gebracht und sie in stand gesetzt haben aus einer chaotischen Masse eine einflussreiche Arbeiterpartei zu gestalten. Unsere Freunde im Ausland werden beobachtet haben, wie die Anziehungskraft der Partei auf die Öffentlichkeit bei den letzten Nachwahlen nachgelassen hat. Wir sind abgetreten, weil wir fühlen, dass dieser Schritt es uns ermöglichen wird die Reihen der desorganisierten Armee wieder zusammenzuführen und von neuem den Einfluss unserer Partei im Lande und unsere Stärke im Haus der Gemeinen zu mehren.

XX

EDUARD BERNSTEIN · DER FREISCHÄRLER- SOZIALISMUS WIDER DIE ARBEITERPARTEI GROSSBRITANNIENS



S sind jetzt 16 Jahre her, dass in Bradford, dem Zentrum der englischen Wollindustrie, die *Independent Labour Party* Englands gegründet wurde. Damals war die sozialistische Bewegung in England fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Wohl hatte eine mehr als zehnjährige, mit bewunderungswürdigem Eifer geführte sozialistische Propaganda viele Köpfe erfasst. Die älteste der sozialistischen

Organisationen Englands, die *Social Democratic Federation* konnte sich rühmen, dass viele Zehntausende von Personen schon in ihren Listen gestanden hatten. Aber in dem hatten lag auch zugleich das Geständnis, dass die *Federation* nicht im stande gewesen war die Gewonnenen festzuhalten; die Namen waren durch ihre Listen hindurchgeglitten wie Sandkörner durch eine hohle Hand. Geführt von einem Mann, der sich als den Verkünder des unverfälschten Marxismus aufspielte, von dem aber Friedrich Engels schrieb, dass er es verstanden habe aus dem Marxismus ein Sektendogma zu machen, und der durch sein hysterisches Gebaren alle selbständig denkenden Köpfe abstiess, war die *Social Democratic Federation* zu einem Häuflein von unter tausend Personen zusammengeschmolzen. Es gab unverhältnismässig viel mehr erklärte Sozialisten ausserhalb ihrer Reihen als in ihrem Verband.

Aber die Sozialisten ausserhalb der *Federation* waren bis dahin zerstreute Schwärme (manchmal auch Schwärmer) gewesen, von denen die meisten ohne politischen Kompass hin und her pendelten, hier dem Einfluss eines unpolitischen, noch stark utopistisch aufgefassten Revolutionarismus, wie ihn der sonst prächtige William Morris vertrat, und dort dem, die Politik des politischen Schachers predigenden Überopportunismus eines H. H. Champion ausgesetzt, während der Propagandaverein der *Fabier* den Sozialisten zwar viel gutes politisches Material, aber keine Politik darbot. Ohne genügende Kraft und Handhaben praktischen Wirkens mussten die Sozialisten dem grossen Publikum, die Arbeiter eingeschlossen, als Träumer oder Abenteurer erscheinen, und Bernard Shaw konnte mit einem gewissen Recht das Wort prägen: »Wir wären in England im Sozialismus weiter, wenn es gar keine Sozialisten gäbe.«

Wenn es heute in England anders und besser ist, so ist das nicht zum wenigsten der Schaffung der *Independent Labour Party* zu verdanken. Ihrem Gründungskongress, dem Keir Hardie präsiidierte, wohnte ich bei. Es traten dort noch Überbleibsel des geschilderten Gärungsprozesses deutlich in die Erscheinung, auch war ihre Politik in den ersten Jahren noch vielfach ein tastende. Aber bald gelang es ihr den Kompass ihres Wirkens gemäss den Bedürfnissen und Schwierigkeiten der Propaganda auf dem so spröden Boden Englands fest einzustellen und Schritt für Schritt eine Etappe nach der andern siegreich zu nehmen. Vor allem hat sie es verstanden das grösste Problem, das der Sozialismus in Grossbritannien zu lösen hatte: die Gewinnung der Gewerkschaften für die unabhängige Politik der Arbeiterklasse, erfolgreich seiner Lösung nahe zu führen. Die Gründung der Arbeiterpartei, die die grosse Mehrheit der englischen Gewerkschaftswelt umspannt, ist in erster Linie ihr Werk, die Frucht des Geistes ihrer Leitung, deren Hauptvertreter neben Keir Hardie, J. Ramsay MacDonald, J. Bruce Glasier und Philip Snowden, jüngst auf dem Edinburger Jahreskongress der Partei, trotz eines ihnen fast einstimmig erteilten Vertrauensvotums, ihre Posten als Vorstandsmitglieder niedergelegt haben.

Warum taten die Genannten diesen, dem Fernstehenden seltsam erscheinenden Schritt? Denn man muss nicht glauben, dass das ihnen erstattete Vertrauensvotum etwa nur formellen Charakter hatte. Die Popularität Keir Hardies in der *Independent Labour Party* ist eine ausserordentlich grosse. Ein kaum zu beschreibender Beifallssturm begrüsst ihn, als er am ersten Sitzungstag sich

erhob, um eine von dem jungen Victor Grayson vorgebrachte Anklage zu beantworten, und noch grösser fast war der Beifall, der der Antwort selbst zu teil wurde. Wenn der jüngere MacDonald nicht ganz die Ehren genießt, die Hardie als dem *Grand Old Man* der Partei zu teil werden, so wird seinem bedeutenden Intellekt und seiner glänzenden Rednergabe doch allgemeine Anerkennung gezollt. Seine Präsidialansprache, die in wahrhaft klassisch prägnanten Sätzen einer Reihe alter und beliebter Schlagworte kühn zu Leibe ging — am Schluss meines Artikels gebe ich einige Stücke aus dieser Rede wieder —, ward vom Kongress mit grösster Spannung angehört und löste zum Schluss Beifallssalven aus, die sich immer und immer wiederholten und in einer aussergewöhnlichen, begeisterten Ovation an die Person des Redners gipfelten. Auch stimmte die grosse Mehrheit der Delegierten stets im Sinn der von Hardie, MacDonald, Glasier und Snowden verfochtenen Politik, sobald sie sich klar darüber war, dass bei der Abstimmung diese Politik auf dem Spiel stand. Aber das war sie eben nicht immer. Wiederholt zeigte es sich, dass ein nicht unbedeutender Teil der Delegierten die Tragweite von Anträgen nicht übersah, die von Gegnern jener Politik ausgingen und den Zweck hatten sie zu durchkreuzen. Da der Vorstand der *Independent Labour Party* nach Landesgebrauch das Bureau ihres Kongresses bildet, band ihm diese doppelte Funktion in der Debatte die Hände. Er durfte nicht den Vorwurf auf sich laden die Abstimmungen beeinflusst zu haben. Diesen Zwang los zu werden, der Rücksichten ledig, die das Vorstandsamt auferlegt, und geschützt vor den gegen sie ausgestreuten, unfassbaren und doch hemmenden Verdächtigungen für die von ihnen als notwendig erkannte Politik kämpfen zu können, das ist es, was Hardie und Genossen veranlasste ihre Ämter niederzulegen. Deutschen Sozialisten mag der Schritt etwas gar zu rabiat erscheinen, aber wer die englischen Verhältnisse kennt, wird ihn mindestens begreifen.

Die Situation ist eine ähnliche wie sie 1890-1891 in der deutschen Sozialdemokratie bestand und zurzeit auch in der holländischen Sozialdemokratie obwaltet. Eine radikale Opposition, die die Partei in der Gefahr parlamentarischer und sonstiger *Versumpfung* glaubt, denunziert diese Gefahr und ihre vermeintlichen Urheber unablässig den Mitgliedern und lähmt dadurch die Parteileitung in der Durchführung der von der Mehrheit der Partei gutgeheissenen Politik. Das Werk der Opposition ist in Grossbritannien sehr viel leichter als in Deutschland oder Holland, weil die Dinge dort viel verwickelter liegen und der Opposition viel mehr Hilfsquellen zu Gebote stehen als in den beiden genannten Ländern. Zunächst hat die *Independent Labour Party* in der *Social Democratic Party*, wie sich die frühere *Social Democratic Federation* neuerdings umgetauft hat, und in deren Organ *Justice* schon einen unangenehm ausgesetzt ihre Politik unfreundlich und meist auch ungerecht bekritizierenden Nachbar. Kann sich die *Social Democratic Party* auch nicht an Ausbreitung mit der *Independent Labour Party* messen, so hat sie doch im Fahrwasser der von dieser für den Sozialismus erzielten Erfolge ebenfalls an Sektionen und Mitgliedern gewonnen und ist, daher, wenn sie auch den Namen *Partei* — sagen wir: *a non canendo* — führt, gerade stark genug ihren Angriffen auf die Politik der *Independent Labour Party* eine gewisse Resonanz zu geben. Dann aber besteht ein zweiter und vielleicht noch stärkerer Gegner der Politik der *Independent Labour Party* in den um den *Clarion* des Robert Blatchford sich

gruppierenden sozialistischen Freischärlern. Der *Clarion* ist das verbreitetste der sozialistischen Blätter Englands. Er ist weniger sektiererisch anmassend geschrieben als *Justice* und verfügt über reichere Mittel und mehr journalistische Kräfte als der *Labour Leader*. Blatchford, selbst ein Schriftsteller von grosser Begabung, hat es verstanden einen Stab von Mitarbeitern um sich zu scharen, die sein Blatt sehr unterhaltsam machen. Dass es keinen offiziellen Stempel trägt, an keine Parteirücksichten gebunden ist, macht es oft um so abwechslungsreicher, und so lesen, da Blatchford als ehrlicher Sozialist bekannt ist und sich selten zu Gehässigkeiten hinreissen lässt, viele Mitglieder der *Independent Labour Party* den leicht und pikant geschriebenen *Clarion* lieber als das solidere eigene Parteiorgan. Einen heftigeren, aber erheblich weniger gefährlichen Gegner hat die bisherige Leitung der *Independent Labour Party* in dem von radikalen sozialistischen Journalisten herausgegebenen Wochenblatt *New Age*.

Wie schon aus dieser kleinen Aufzählung durchblickt, hat die sozialistische Bewegung Englands unverhältnismässig mehr Freischärler als die sozialistische Bewegung irgend eines anderen Landes. Es stehen noch immer mehr Sozialisten ausserhalb der sozialistischen Parteiorganisation als in ihren Reihen, und drinnen wie draussen ist das Verhältnis des bürgerlichen und halbbürgerlichen Elements zum Lohnarbeiterelement sehr viel stärker als bei uns. Die neuere sozialistische Bewegung Englands ist als Bewegung von Intellektuellen oder, wie man in Deutschland sagt, *Akademikern* ins Leben getreten. Nur sehr allmählich hat sie in der Arbeiterschaft Boden gefasst. Die sogenannten *ungelernten Arbeiter*, die sich der sozialistischen Agitation am empfänglichsten zeigten, bilden ein zu fluktuierendes Element, um ihren Organisationen Stetigkeit geben zu können, von den gelernten Arbeitern steht aber die Mehrheit der organisierten sozialistischen Bewegung skeptisch oder ablehnend gegenüber, die dafür um so mehr Journalisten, Künstler, Beamte und dergleichen in ihren Reihen zählt. Es liegt in der Natur der Sache, dass diese letzteren Elemente unter den gegebenen Verhältnissen meist eher radikal als gemässigt sind. Leute, die sich von ihrer Klasse trennen, Überläufer aus bürgerlichen Parteien sind gewöhnlich ungeduldiger als es von Hause aus der Arbeiter ist, der seine Klasse und die Bedingungen seiner Industrie kennt. Sie bringen denn auch der Arbeiterpolitik, dem sogenannten *Labourismus* der *Independent Labour Party*, oder sagen wir lieber, den Anforderungen dieser Politik meist nur mässiges Verständnis, wenn nicht eine gewisse Antipathie entgegen.

Es muss eingeräumt werden, dass diese Politik, das heisst das Bestreben das in der Arbeiterpartei hergestellte Band zwischen Sozialisten und Gewerkschaftern aufrecht zu erhalten und zu festigen, allerdings an die Geduld und Selbstlosigkeit der Sozialisten Englands keine geringen Anforderungen stellt. Es handelt sich ja dabei nicht nur um Gewerkschafter, die etwa den konservativeren Elementen unserer zentralisierten Gewerkschaften entsprechen, sondern auch um einen erheblichen Prozentsatz von Leuten, die bei uns im Lager der Hirschschen und der christlichen Gewerkvereiner stehen. Alle diese Elemente umspannt die neue Arbeiterpartei, die aus dem im Jahre 1900 geschaffenen *Labour Representation Committee* hervorging. Und die Billigkeit gebietet der Opposition in der *Independent Labour Party* so viel zuzugeben, dass es nicht immer leicht ist den Punkt zu finden, bis zu dem eine Nachgiebigkeit

gegenüber den konservativen Gewerkschaftern gerechtfertigt ist, und dass diese Nachgiebigkeit auch über Gebühr und Notwendigkeit hinaus getrieben werden kann. Dass sie letzteres tue, ist es nämlich, was die Opposition den bisherigen Leitern der *Independent Labour Party* vorwarf. Sie erklärt den Anschluss an die Arbeiterpartei durchaus zu billigen, aber auf eine stärkere Initiative und Geltung der Sozialisten innerhalb der Arbeiterpartei, auf eine weniger zarte Behandlung dieser durch die *Independent Labour Party* abzielen. Sie wirft den Leitern der *Independent Labour Party* vor, dass sie es mit Rücksicht auf die Arbeiterpartei im Parlament an der nötigen Schneidigkeit hätten fehlen und bei Nachwahlen zur Rücksicht auf die Arbeiterpartei noch die auf die Liberalen hätten treten lassen, dass sie diesen zu Gefallen wiederholt der Aufstellung von selbständigen Arbeiterkandidaten entgegengewirkt hätten. Beide Vorwürfe halten jedoch vor der näheren Prüfung nicht stand. Was den letzteren anlangt, der unter anderem auch in der *Leipziger Volkszeitung* sein Echo gefunden hat, so entbehrt er jeden tatsächlichen Beweises. Gewiss hat die Exekutive der *Independent Labour Party* wiederholt bei Nachwahlen ihren Mitgliedern davon abgeraten in die Wahl einzutreten, aber das geschah in Übereinstimmung mit der längst als notwendig erkannten und zur Regel erhobenen Wahltaktik der Partei.

Selbst in Deutschland ist es eine oft gemachte Erfahrung, dass dort, wo nach Lage der Dinge ein Sieg der Sozialdemokratie ausgeschlossen ist, sozialdemokratische Kandidaten bei Nachwahlen meist Stimmenrückgang statt -zuwachs haben, die propagandistische Wirkung der Wahlbeteiligung also hierbei zum Teil versagt. Das ist aber in England, wo bei der Wahl die relative Mehrheit entscheidet, in sehr viel höherem Grade der Fall. Das englische Wahlrecht im Verein mit dem traditionellen Parteiensystem und den Wahlgewohnheiten des englischen Volks ist den blossen Zählkandidaturen so ungünstig wie nur irgend möglich. Selbst die beiden grossen Parteien halten es daher oft für besser in gewissen, den Gegnern absolut sicheren Wahlkreisen den Kampf gar nicht erst aufzunehmen und lassen daher dort deren Kandidaten einen freien Weg, *Walk over* genannt. Für die aufkommende sozialistische Partei ist der Verzicht auf den Wahlkampf aber oft geradezu Gebot der Selbsterhaltung. Denn jeder grössere Misserfolg schädigt die Aussichten der Partei bei der nächsten Wahl. Und Misserfolg, das heisst erheblicher Stimmenverlust, ist mit einer einzigen Ausnahme überall das Resultat, das Ende vom Liede gewesen, wo Ortsverbindungen der *Independent Labour Party* entgegen dem Rat des Vorstands in Nachwahlen eintraten. Wie ungünstig diese in der Regel für die Sozialisten ausfallen, hat sich erst ganz kürzlich wieder bei der Nachwahl in Croydon (einer südlich von London gelegenen Stadt) gezeigt, wo gegenüber der Hauptwahl vom Jahre 1906 die Stimmen des sehr populären Frank Smith von 4000 auf 900 zusammenschmolzen. Bei dieser in England allgemein bekannten Sachlage ist die — man muss schon sagen — verleumderische Unterstellung, der Vorstand der *Independent Labour Party* habe im Interesse der Liberalen von verschiedenen Nachwahlen abgeraten, dort auch glatt zu Boden gefallen. Sie ist nur als Exportware zu gebrauchen.

Mehr Erfolg hatte dagegen der Vorwurf, die Abgeordneten der Partei hätten es im Parlament an dem nötigen Schneid fehlen lassen. Aber er ist darum

noch um nichts gerechtfertigter sondern zeugt nur von einer Verkennung der Aufgaben der Partei im Parlament. Eine Neigung, der man auch anderwärts begegnet, und die ich den *Zug zum Boulangismus* genannt habe, trübt das Urteil einer grossen Zahl von sonst verständigen Sozialisten. Ich meine die Neigung sich über Gebühr für eine sonst unbedeutende Person zu begeistern, die durch ein keckes Stück Aufsehen erregt hat. Im vorliegenden Fall heisst der Boulanger Grayson. Victor Grayson, ein ganz netter, anmutig frischer, aber noch wenig ausgereifter junger Mann ist vor einiger Zeit bei einer Nachwahl in einem Wahlkreis (Colne Valley in Yorkshire), in dem die Sozialisten bisher stets unterlegen waren, zum Parlamentsmitglied gewählt worden. Schon dies und die Art, wie er bei der Wahl als Sozialist zum Unterschied vom *Arbeiterkandidaten* aufgetreten war, hatten ein gewisses Aufsehen gemacht. Dann aber schuf Grayson eines Tages im Parlament dadurch eine grosse Szene, dass er sich einer Wortentziehung widersetzte und dafür vom — in England *Sprecher* genannten und mit sehr grossen Vollmachten ausgestatteten — Präsidenten für etliche Zeit aus dem Haus ausgeschlossen wurde. Das war im Grunde nichts prinzipiell Neues, verschaffte ihm aber alsbald bei einer Anzahl Sozialisten eine ungeheure Popularität. Von geschäftigen Federn ward er wie ein Held gefeiert und im Gegensatz zu den andern Sozialisten und Arbeitervertretern des Parlaments als der wahre Volksmann auf den Schild gehoben, und wo er hinkam, erzielte er denn auch grosse Versammlungen und stürmische Ovationen.

Kann man das schlechthin gutheissen? Die Arbeiterklasse bedarf für die Geltendmachung ihrer Interessen starker agitatorischer Effekte, und es wäre daher sehr doktrinär das Heraustreten aus dem parlamentarischen oder sonstigen Konventionalismus grundsätzlich verpönen zu wollen. Es muss den Vertretern der Sache der Gedrückten und Enterbten Spielraum gelassen sein im Bedarfsfall, um mich so auszudrücken, die urwüchsige Natursprache der Entrüstung in die Aktion zu bringen. Aber darin liegt auch zugleich ausgedrückt, dass so etwas nicht alle Tage am Platze ist, da die Wiederholung bald den Eindruck abschwächt und das Gegenteil der gewollten Wirkung erzielt. Vor allem muss dabei alles Gemachte, alle Theatralik vermieden werden. Das ist so selbstverständlich, dass man kaum nötig haben sollte es ausdrücklich festzustellen. Aber wir stossen in allen Ländern auf die Tatsache, dass noch sehr, sehr viele Leute hierin nicht zu unterscheiden wissen und geneigt sind kritiklos sich für alles Mögliche zu begeistern, was Lärm macht. Man ist gedankenlos genug im blossen Lärmmachen, zu dem ja gegebenenfalls schon die Frechheit des vor nichts wahrhaft Grossen Achtung empfindenden Strassenjungen ausreicht, eine grossartige Tat zu erblicken, die die fleissigsten und tüchtigsten Leistungen in den Schatten stellt, die Talent, Wissen und pflichtgetreue Arbeit zu verrichten vermögen. Das war beim Boulangerkultus in Paris der Fall gewesen. Er war der Kultus eines Reklamehelden. »Dass die Pariser sich für Boulanger begeistern, ist ein schlimmes Zeichen«, schrieb mir damals Friedrich Engels. Und in der Tat ist es ein Zeichen bedenklicher politischer Unreife, wenn das bloss Lärmmachen zum Massstab der Führereigenschaft wird. Wo immer sich eine dahingehende Neigung zeigt, ist sie daher mit der grössten Energie zu bekämpfen.

Wenn die Überschätzung von Graysons *Tat* nicht nur bei den sozialistischen Freischärlern, wo sie ja zu begreifen ist, sondern selbst bei der *Independent*

Labour Party Eingang gefunden hat, so ist neben der Tatsache, dass die Partei ja im ganzen eben noch jung ist, auch der Mangel einer eigenen sozialistischen Tagespresse dafür verantwortlich zu machen. Die Mehrheit der Parteimitglieder ist nicht in der Lage die Vorgänge im Parlament genauer zu verfolgen und so ein richtiges Urteil über Wert und Unwert der einzelnen Leistungen zu gewinnen. Dank diesem Umstand nur konnte weiterhin die Anschuldigung Gläubige gewinnen, die parlamentarischen Vertreter der *Independent Labour Party* hätten im Verein mit den anderen Mitgliedern der Arbeiterpartei Grayson absichtlich durch einen Schlussantrag verhindert Protest gegen den Besuch König Eduard beim Zaren einzulegen, und dass der den Abgeordneten der *Independent Labour Party* vorgeschriebene Beitritt zur Fraktion der Arbeiterpartei die Preisgabe des Rechts auf Kundgebung ihrer sozialistischen Gesinnung bedeute. Keir Hardie wies nach, dass in jener Sitzung er, Hardie, gerade als Redner der Arbeiterpartei gegen den Zarenbesuch Protest eingelegt hatte und wiederholt zur Ordnung gerufen worden war, weil er den Zaren einen Meuchelmörder genannt hatte, und dass Grayson ohne jede vorhergegangene Verständigung mit der Arbeiterpartei am Ende der 6stündigen Debatte vorsprang und das Wort verlangte, wo der Fraktionsführer der Arbeiterpartei aufgrund vorher getroffener Vereinbarung mit den *Einpeitschern* der andern Parteien verpflichtet war den Schlussantrag zu stellen, sollte der von der Arbeiterpartei beantragte Protest überhaupt zur Abstimmung kommen. Die Konferenzen der *Einpeitscher* haben im englischen Parlament die Bedeutung, die der Seniorenkonvent im deutschen Reichstag hat. Heute gibt es keinen Genossen in Deutschland, der prinzipiell dagegen ist, dass die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sich im Seniorenkonvent vertreten lässt und die dort von ihren Vertretern anerkannten Abmachungen innehält. Seinerzeit aber ward auch bei uns von einem Teil der Genossen, die über die Funktion des Seniorenkonvents irrige Vorstellungen hatten, die Entsendung von Sozialdemokraten in diese Körperschaft als ein Abgehen vom revolutionären Standpunkt, als ein Stück Preisgabe des Klassenkampfes betrachtet.

Auch noch in anderer Hinsicht wiederholen sich in England die Kämpfe, die wir in Deutschland auf einer früheren Stufe der Entwicklung durchgemacht haben. Wer die Anträge, die zum Edinburger Kongress der *Independent Labour Party* eingebracht wurden, durchsieht, wird dort viele liebe Bekannte aus alter Zeit antreffen. Da fehlt beispielsweise nicht der Antrag, dass Parlamentsabgeordnete für ungeeignet erklärt werden sollen dem Vorstand der Partei anzugehören. Dann sollte wieder der Redakteur des Parteiorgans nicht in den Vorstand wählbar sein, und ein Antrag wollte sogar den Redakteur überhaupt durch ein Komitee ersetzt wissen, und was dergleichen Doktrinarismen mehr sind, die immer wieder darauf hinauslaufen die notwendige Einheitlichkeit in der Führung der Parteigeschäfte übertriebenen Auslegungen des demokratischen Prinzips aufzuopfern. Und bei dieser Neigung nun setzen diejenigen ein, die die bisherige Politik der Partei zu beseitigen trachten.

Daher und nur daher die gelegentlichen Erfolge der Opposition. Indes solche auf Umwegen erzielten Erfolge pflegen nicht lange vorzuhalten. Es untersteht keinem Zweifel, dass wenn Keir Hardie und Genossen es verlangt hätten der Edinburger Kongress sehr drastischen Beschlüssen gegen diejenigen zugestimmt hätte, die mit verleumderischen Unterstellungen gegen die bisherigen Führer

angekämpft haben. Die fast einstimmige Wiederherstellung des Passus im Vorstandsbericht, der die zeitweilige Streichung Victor Graysons von der offiziellen Rednerliste betraf, zeigt dies zur Genüge. Die vier haben es für richtiger gehalten durch Rücktritt von ihren Ämtern allen Verdächtigungen den Boden zu entziehen, und sie sind damit meines Erachtens einem rechten Empfinden gefolgt. Das persönliche Moment im Streit ist damit zum grössten Teil bei seite geschoben, es steht nur noch die sachliche Frage zur Entscheidung: Am Vertrag mit der Arbeiterpartei festhalten oder nicht? Denn das ist die Kernfrage. Es ist eine Täuschung — oder besser: Selbsttäuschung — zu behaupten, man wolle ja bei der Arbeiterpartei verbleiben und verlange nur grössere Freiheit im Rahmen des Vertrags mit ihr für die sozialistische Betätigung der *Independent Labour Party*. Tatsächlich hindert das Statut und die Führung der Arbeiterpartei die *Independent Labour Party* in keiner Weise innerhalb und ausserhalb des Parlaments so viel und so energisch für den Sozialismus zu wirken wie es ihr beliebt. Das Schlagwort *grössere Freiheit* hat nur Sinn, wenn es das Recht heissen soll im Parlament und im Wahlkampf der Arbeiterpartei entgegen zu treten, falls diese sich nicht willig den Ansprüchen der *Independent Labour Party* unterwirft. Und das hiesse früher oder später Bruch mit der Arbeiterpartei oder Zersetzung dieser, respektive Rücktritt einer Gewerkschaft nach der anderen aus dem so glücklich zu stande gebrachten Bund. Es darauf ankommen zu lassen liegt aber nicht der geringste Anlass vor. Die Arbeiterpartei hat sich im Parlament über alle Erwartungen gut gehalten. Beim Zarenbesuch, in den Fragen der Rüstungen, des Seekriegsrechts, der Handelspolitik, bei allen grundlegenden Fragen der inneren und äusseren Politik hat die Partei den Standpunkt der Demokratie und der Internationalität mit einer Entschiedenheit vertreten, die von keiner erklärt sozialdemokratischen Partei des Festlands übertroffen wurde. Sie hat den Beweis dafür geliefert, dass, wo in modernen Staaten die organisierten Arbeiter ohne Unterschied des Berufs politisch sich verbinden, sie durch die Natur der Dinge auf die Bahn einer sozialdemokratischen Politik geleitet werden. Es wäre sozialistischerseits Wahnsinn das, was die bisherige Leitung der *Independent Labour Party* durch taktvolles brüderliches Verhalten zur Arbeiterpartei erzielt hat, um blosser Augenblickeffekte willen aufs Spiel zu setzen. Es wäre ein Verbrechen an der internationalen Sozialdemokratie durch unzeitiges Aufdrängen von Namen und Programmen die von den Sozialisten aller Länder so freudig begrüsst entwickelte Entwicklung der britischen Arbeiterpartei zu unterbrechen. Die grosse Mehrheit der Delegierten des Edinburger Kongresses hat das begriffen, sie und ihre Mandatgeber werden zu Keir Hardie, MacDonald und Genossen stehen, ob diese dem Vorstand der Partei angehören oder nicht.

Zum Schluss mögen noch einige Stellen aus der Präsidialansprache MacDonalds folgen, der dieser den Titel *Demokratie und Sozialismus* gegeben hat, und die sich mit Fragen von internationaler Bedeutung beschäftigt:

... Die Frage, die wir zu beantworten haben, ist: Wie haben wir uns zu organisieren? Wie soll der Sozialismus kommen? Welches soll unsere Stellung zu nationalen Fragen sein, die nicht auf unserem Programm stehen? Sollen wir das Verfahren und die Ziele demokratischer Regierungsweise akzeptieren? Bisher haben wir uns ein wenig zu sehr darauf beschränkt diese Frage mit Worten und Wendungen zu beantworten, deren Sinn nicht immer deutlich oder bestimmt war. Wir haben zum Beispiel gegen *Parteieregierungen* deklamiert, während wir unser Bestes taten eine neue Partei

mit einer geschriebenen Verfassung aufzubauen. Zu einer Zeit haben wir die ewige Gerechtigkeit der Herrschaft der Mehrheit verkündet, zu einer andern verlangt, dass eine Minderheit von Sozialisten und Arbeitervertretern bestimmen soll, was das Haus der Gemeinen zu tun habe. . . . Selbst unser grosses Schlagwort *Unabhängigkeit* ist nicht immer hinreichend genau umschrieben worden. Solange wir nur mit der Aufstellung von Kandidaten zu tun hatten, drückte es das klare Prinzip aus, dass wir sie ohne Rücksicht auf die Interessen anderer Parteien aufstellen, und insoweit war es ausgezeichnet. Es war eines der Geheimnisse unseres Erfolgs. Aber wir scheinen wenig Lust gehabt zu haben den Begriff *Unabhängigkeit* in Hinsicht auf die Methode der parlamentarischen Tätigkeit und ihre Bedingungen zu untersuchen. Gesetzt, wir hielten die Wage zwischen den beiden grossen [regierenden] Parteien in der Hand, welchen Gebrauch würden wir davon machen? Würden wir die eine zu gunsten der anderen stürzen, oder würden wir abwechselnd die eine und dann die andere stürzen und alles Regieren unmöglich machen, bis wir selbst zeitweilig durch eine Reihe von Wahlen, die vom Lande als blosser Belästigung würden empfunden werden, von der Oberfläche weggefegt werden würden. . . . Es sind das keineswegs nur hypothetische Fragen. Sie haben sich faktisch in jedem Land erhoben, wo es eine sozialistische und Arbeiterpartei im Parlament gibt. In Frankreich haben wir sie in einer Gestalt, in Belgien in einer anderen, wieder in einer andern in Deutschland, und anders wiederum in Italien. In der australischen Republik ist ein Versuch mit ihr gemacht worden, als Deakin an der Regierung und Watson Führer der Arbeiterpartei war, in Südastralien ist ein grundverschiedenes Experiment unter dem Koalitionsministerium gemacht worden, an dessen Spitze Price, der Führer der Arbeiterpartei, steht. Vor diese Frage werden auch wir früher oder später gestellt werden. Sie kann sich für uns unmittelbar nach der nächsten allgemeinen Wahl erheben, und wenn wir sie nicht vorher überdacht haben, ehe sie uns als eine in einer Krisis zu lösende Frage gegenübersteht, so wird es uns böse ergehen, und die Versuchungen der Versammlungstribüne euch Beifall zu entlocken werden über die Bemühungen siegen euch zum Denken zu veranlassen. Nur Übel erwartet diejenige Partei, deren erklärte Prinzipien nicht mit der praktischen Arbeit übereinstimmen, die ihre parlamentarischen Vertreter zu verrichten haben.

Aber noch bevor wir diese so sehr verwickelte Frage entschieden haben, werden wir genötigt sein unsere Haltung zum Haus der Gemeinen selbst zu bestimmen. Wie haben wir dieses zu betrachten? Ich erhalte wiederholt Resolutionen zugeschickt, die etwa wie folgt anfangen: »Angesichts der Tatsache, dass die Arbeitslosenfrage wichtiger ist als die Geschäftsordnung des Hauses der Gemeinen . . .« Ihr wisst, was weiter kommt. Wenn ich nun sagte, dass ich nichts dergleichen sehe, so würde ich natürlich missverstanden werden. Ich will es daher so ausdrücken: Der Gegensatz zwischen der Geschäftsordnung des Parlaments und der Frage der Behandlung der Arbeitslosen existiert nur in der Phantasie. Diese Frage kann nur von einem Parlament behandelt werden, das eine Geschäftsordnung hat, und diese Geschäftsordnung muss die Verantwortlichkeit der Mehrheit festlegen.

Jede Möglichkeit, die Minderheiten gegeben wird der Mehrheit ihren Willen aufzuzwingen ist eine Möglichkeit für alle Minderheiten und nicht nur für eine Minderheit von Sozialisten und Arbeitervertretern. Die Aufrechterhaltung der Bedingungen und der Existenz einer demokratischen Regierung ist für den Aufbau eines sozialistischen Staats ebenso wesentlich wie die Lösung der Arbeitslosenfrage. Letzteres ist unser Ziel, ersteres die einzige Bedingung, unter der es verwirklicht werden kann. Die Partei, die es unternimmt auf den Lebensnerv demokratischer Regierung loszuschlagen, um ihren Ernst in der Sache der Arbeitslosen zu zeigen, wird das Land nicht nur nicht hinter sich haben sondern nicht einmal verdienen es hinter sich zu haben. Die Politik, für die wir uns zu entscheiden haben, hängt grundsätzlich davon ab, wie wir uns die Verwirklichung des Sozialismus vorstellen. . . . Niemand, der den machtvollen Einfluss von Sitten und Gewohnheiten in menschlichen Dingen kennt, der die Tatsache würdigt, dass bei weitem der grösste Teil unseres Tun und Treibens durch das Gewebe sozialer Verknüpfungen, in dem wir leben und uns bewegen, begonnen, kontrolliert und differenziert wird, und, mehr noch, niemand, der die empfindliche und verwickelte Vielfältigkeit in den Beziehungen von Produktion und Austausch kennt, die unsere moderne Gesellschaft in Betrieb hält, wird auch

nur einen Augenblick davon träumen können sie durch einen jähen Gewaltstreich ändern zu wollen. Sobald jener Streich vollzogen wäre, würde jeder lebensfähige Faktor in der Gesellschaft danach streben die Verhältnisse wiederherzustellen, die zu beseitigen wir versucht haben, und, was noch mehr ist, diese Lebenskräfte werden in der Gestalt einer heftigen Reaktion, einer Gegenrevolution über uns siegen. Am Morgen nach einem plötzlichen Wechsel würden wir der Fisch aus dem Wasser sein, und der Fisch wird sich zum Wasser zurückschnellen . . . *

So viel aus der Ansprache MacDonaldis. Sie enthält noch vieles Bemerkenswerte, aber das Mitgeteilte wird genügen ihren Geist zu kennzeichnen, und es bietet vor allem genügend *Stoff zum Nachdenken* für einmal und mehr, für hüten wie für drüben.

XX

KARL LEUTHNER · UMLERNEN



UF einsamer göttlicher Höhe steht, unberührt von allen äusseren Verhältnissen, von Liebe und Hass der Menschen, auch von den schwersten Schicksalsschlägen gar nicht in seinem Inneren getroffen, in unerschütterlichem Gleichmut der stoische Weise da, als gehörte er zu einer ganz anderen Welt.« So hat ihn Seneca in seinen Dialogen gezeichnet, so stand er als Ideal der höchsten Menschenart Jahrhunderte, ja, rechnet man seinen brähmanischen Vorgänger, seinen mönchischen Nachfolger hinzu, Jahrtausende vor den Blicken derer, die alle an der *ἀραξία* und *ἀβραξία*, an der Unerschütterlichkeit und Selbstgenügsamkeit das Land der Seele hatten, nach dem die Pfeile ihrer Sehnsucht flogen. Was die Vergangenheit suchte: die Gegenwart hat es erreicht. Die Weisen Senecas, die Heiligen der Wüste, die Fakire sind da, sie wandeln in allen unseren Strassen. Und wie einfach ist das wirkliche Sein, da Phantasie und Wunsch des reichsten Beiwerks und wunderlichsten Apparats bedurften. Die wahrhaften und lebenden Weisen brauchen nicht Stab, Philosophenmantel und Bart, nicht die Säule, die sie erhebt über die vorüberwandelnden, wandlungsfähigen Menschen, nicht die Grube den Leib darin zu betten. Sie sind voll Belehrung und Predigt, ohne Bettelphilosophen zu sein, stehen unveränderlich fest, ohne sich ange-bunden zu haben, sind tot und abgestorben und können dabei munter umherhüpfen. Mit fröhlich atmender Brust sind sie dem Leib und der Erscheinung entstiegen und haben diesen Sieg über die Sterblichkeit und ihre irdischen Mängel erworben durch einen einfältigen derben Glauben und Formeln, nicht zu zahlreich, um sie bequem im Gedächtnis zu behalten, und doch reichhaltig genug, um das ganze Dasein und seine Mannigfaltigkeit darein fassen zu können. Damit sind sie gerüstet, nichts kann sie erschüttern, nichts ängstigen, kein Wunder, das ihnen Staunen, keine Frage, die ihnen Zweifel abnötigte. Der Schleier der Maja ist zerrissen, die Täuschungen der Erscheinung sind besiegt. Was war, ist, sein wird, mündet gleichmässig in die selben Worte; denn es gibt nichts Neues, alles ist schon in der Formel enthalten, nichts Merk-würdiges, denn alles ist schon erklärt. Das Wissen des Meinungsfakirs ist eine handliche Unendlichkeit; in den Fächern weniger Worte hat alle Welt Platz. Aber es ist zugleich mehr als ein Wissen. Denn besteht alle Weisheit darin und fließen darin alle Quellen der Erkenntnis, dass man von dem Verschiedensten immer das selbige aussagt, so wird in dieser Tiefe wohl Denken mit Sein sich verknoten, und das vollkommene Erkennen zugleich als die voll-kommene Form des Handelns sich unmittelbar darstellen. Wenn der Leib

Leichnam geworden, weichen von ihm Lüste und Laster: also kann die Tugend nur in der Annäherung an die Kadaverhaftigkeit bestehen. Je totstiller einer auf dem Punkt seiner Gesinnung liegen bleibt, auf dem ihn die Nebenmenschen zum erstenmal erblickt haben, um so unsträflicher ist sein Wandel. Als Spiegel der Gesinnungstreue und Muster der Überzeugungsreinheit preist ihn die Grabrede, für die er gelebt hat alle seine Tage.

Die Vollkommenheit würde aber so hell nicht leuchten, wenn sie ihren Gegensatz nicht hätte, von dessen dunkler Sündhaftigkeit sie sich strahlend abhebt. Diesen bilden jene Unseligen, die, obwohl Politiker, dennoch glauben, dass man etwas lernen könne, dass in der Welt Dinge geschehen können, die im Parteiprogramm nicht vorgesehen waren, dass man Tatsachen nehmen müsse, wie sie sind, nicht, wie sie sich nach der Schablone zurechtlegen lassen, dass man die Pflicht habe jugendlich-empfindlich zu bleiben, offen und aufgeschlossen für alles, solange man lebt und wirkt. Und so entsteht eine zweite Art von Parteiung, die ihren Zwiespalt in alle Parteien trägt, eine Parteiung nach der Gemütsart neben der nach den Gesinnungen. Und oft kann man erkennen, besonders wenn alle Parteien schon hoch an Jahren sind, wie bei irgend einer zufälligen Gelegenheit die Alten und die Jungen in allen Lagern sich plötzlich ihrer Verwandtschaft bewusst werden. Doch fast überall haben die Altgesinnten die Vorhand. Denn es wäre ein schwerer Irrtum zu glauben, die Politik sei der rechte Wirkungsraum für ungestümes Fortschrittswesen. Nur in Ausnahmezeiten kann das allenfalls gelten. Die Regel des politischen Treibens ist nicht das Aufwärts und Vorwärts sondern das Fahren in ausgefahrenen Geleisen und das Trotten in ausgetretenen Fusstapfen. Der Fortschrittmensch schlechthin ist der wissenschaftliche Mensch innerhalb seiner Spezialität, insofern er hier nichts ist als der Ausübler eines Forschungsprinzips, das von neuen Lösungen stets zu neuen Rätseln vordringt; das individuelle Veralten kann hier nie, die Tyrannei von Ideen nur zeitweise die allgemeine Vorwärtsbewegung hemmen. Ja, selbst im praktischen Leben zeigt sich der Durchschnittsmensch dem Neuen mehr zugeneigt, weil der persönliche Vorteil ein beredter Anwalt ist, wenn es gilt das Vorurteil gegenüber dem Neuen, Bequemeren oder Ertragreichen zu besiegen und neuen Situationen sich anzupassen. Im öffentlichen Leben hingegen treffen die Dinge selten so nahe an die Haut, man kann sich den Luxus von Grundsätzen gestatten und die Trägheit des Denkens feierlich als Gesinnungstreue drapieren.

Auch abgesehen davon lebt die Politik in einem grossen Teil ihres Betriebs, nämlich sofern sie so viel wie Propaganda bedeutet, ewig vom Gestrigen. Sie verbreitet Ideen, sie trägt sie dorthin, wo sie noch lange nach ihrer Geburt neu sein werden, und sie gibt ihnen die Form, in der sie sich dem Verständnis, das heisst dem früher Gedachten nähern; unversehens streift sie ihnen dabei von ihrer Neuheit oft das Beste ab. Deshalb halten vorwiegend propagierende Parteien meist aufs zähste am Alten fest. Sie müssen je länger je mehr mit denen rechnen, die wenig zu lernen vermögen, aber das Wenige um so begeisterter und überzeugter bewahren. So kommen die grossen Umwälzungen des politischen Denkens entweder aus jähem Interessenkonflikten, die unbekümmert um Theorien ihre Tatsachen setzen, oder aus der Gewalt des Genies, das uns vorwärtspeitscht, und fliessen sonst von den übrigen Lebensgebieten herüber aus der Wissenschaft, der Kunst, aus dem praktischen

Leben und seinen Kämpfen. Die Politik selbst bringt wenig des Neuen hervor, um so weniger als sie in zunehmendem Masse die Werkstatt der Mittelmässigkeit wird. Und an diese Mittelmässigkeit stellt sie Anforderungen, denen auch die Begnadetsten nicht genug tun würden. Sie erzwingt eine Allwisserei, die nie mehr als ein diffuser Dilettantismus sein kann, was dann in der politischen Journalistik zu den grotesksten Verzerrungen führt. Die Weisen in dieser Gilde bekommen es freilich nicht zu spüren. Sie haben ihre Formeln, die allem Fremden die Fremdheit abstreifen, sie bleiben ernst und gründlich, auch wo weder Grund noch Boden zu sehen ist. Lasst sie etwa die türkische Revolution erleben; sie werden je nach Parteifarbe entweder den Sieg der liberalen Idee oder die Wirkung ökonomischer Notwendigkeiten mit einer jeden Zweifel ausschliessenden Deutlichkeit herauslesen, und nicht das leiseste Bedenken steigt ihnen darüber auf, was wohl der Liberalismus innerhalb der muhamedanischen Welt bedeuten könne, oder warum gerade Werkzeuge des Umsturzes diejenigen wurden, die nach Stand und Denkart den Berechnungen des wirtschaftlichen Lebens am weitesten entrückt sind. Die Unweisen können ihrem Los aus dem eigenen leeren Gefäss den Durst der anderen zu stillen gleichfalls nicht entgehen, und vielleicht entschliessen sie sich zuerst in höhrender Selbstironie eine bunte Maskerade der Worte aufzuführen. Doch dann drängt es gerade sie zu den Dingen, die sie in ihrer Neuheit und Grösse fühlen, sie rafften alles zusammen, was dazu dienen könnte der Wahrheit dieses Fremden und Unerhörten näher zu kommen. Und so sind sie stets bemüht das Unmögliche möglich zu machen und um das Chaos der Wirklichkeit das Band des Verständnisses zu legen, fluchend ihrem Beruf, Polyhistoren wider Willen. Ihre Verdammnis ist, dass sie die Ruhe und Musse flieht, die hoheitsvoll alle Gründlichen und Weisen umgeben, dass ihre Nächte zu Tagen werden; aber vielleicht sprüht hin und wieder bei ihnen ein Funke auf, und wenn auch das nicht, so sind sie es, die aus anderen Gebieten des Denkens die Feuerbrände in das dämmerige Land der Politik zu tragen.



ENE Jungen, Jugendlichen, Lebendigen, die ich meine, sind nicht einfach die Häretiker. Denn wer zum Vertrocknen geboren ist, wird auch, wenn ihn der Zufall in eine heterodoxe Richtung geraten lässt, an ihr schnell zum Orthodoxen, am gärend neuen Gedanken zum Wortgläubigen werden. Unter Jugend verstehe ich einfach: für neue, ungewohnte Erscheinungen nicht verschlossen sein, sie nicht mit dem Vorurteil und der Formel empfangen. Das ergibt eine Scheidung der Geister, die oft erst offenbar wird, wenn jählings grosse Ereignisse den politischen Horizont verändern. Da bleiben plötzlich zurück, die man als rüstig Mitmarschierende zu kennen glaubte; sie finden sich nicht mehr zurecht, instinktiv klammern sie sich ans Hergebrachte, ans unwiederbringlich Vergangene an. Da wird viel Jugend über Nacht grau und greis, und viel Blühendes verwelkt. Es sind Tage einer harten Probe für die Geister.

Wir haben sie alle miterlebt. Die heute redend und schreibend in der Partei das Wort führen, machten die entscheidende Epoche ihrer Entwicklung, ihres geistigen Wachstums in den achtziger und neunziger Jahren und in der ersten Hälfte dieses Jahrzehnts durch. Zeiten von einer besonderen Konsollation waren es. Namentlich im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gab es so gut wie gar keine auswärtige Politik, keine internationalen Konflikte in Europa.

Russland, nach Ostasien gerichtet, band Österreich-Ungarn in Untätigkeit durch einen Vertrag, den die schläfrige Trägheit Goluchowskis um so eher einhalten konnte als innere Fehden das Donaureich erschütterten. Italien rang schmerzlich seine Finanznot zu bewältigen. England, durch den Gegensatz zu Russland und Frankreich isoliert, bot alle Kräfte auf das südafrikanische Reich zu gründen. Agierend schien im Vordergrund Deutschland zu stehen, aber seine Tätigkeit waren Prunkreden, ein an Worten fruchtbarer Müsiggang. Man hat oft und oft psychologisch, rhetorisch, polemisch diese Glanzzeit der deutschen Redepolitik gezeichnet. Man vergass nur hinzuzufügen, was sie möglich machte, was ihr den Hintergrund und die Resonanz gab. Der Tage Stille war's, der Tage Nichtigkeit. Man denke sich heute eine jener säbel-rasselnden Reden gehalten: Sie wären nichts, oder sie wären der Krieg. Deshalb eigentlich verträgt man sie heute nicht mehr, deshalb mussten sie aufhören. Doch damals bildeten rednerische Entgleisungen, Jachtfahrten, Telegramme die einzigen Pikanterien der auswärtigen Politik, und wo heute das Schicksal des türkischen Reichs im Blut Tausender entschieden wird, eröffneten zu jener Zeit ahnenden Geistern die Zeremonien eines Kaiserbesuchs unermessliche geschichtliche Perspektiven. Es ist nicht auszurechnen, nicht abzuschätzen, was jenes leere Prunkwesen der neunziger Jahre Deutschland und seiner Zukunft an Nachteil gebracht hat. Im Schein setzte es die deutsche Präponderanz fort, die, in den siebziger Jahren auf die Überlegenheit der Waffen gegründet, in den achtziger durch das Ansehen Bismarcks nur noch mühsam aufrecht gehalten wurde, der aber jetzt die realen Bedingungen geschwunden waren. Wiederum im Schein gab es diesem Spiel mit der Obmacht aggressive und expansive Tendenzen, die schon deshalb fehlen mussten, weil der Ernst des Wollens überhaupt fehlte. Allein an Worten von hoher Stelle deutet auch der Freisinnigste nicht gern und lässt sich nicht ausreden, dass, wo etwas gesagt sei, auch etwas gemeint sein müsse. Um von diesem Glauben nicht zu lassen, sprach man lieber der Geographie Hohn und erhob die Bagdadbahn zum Beginn des orientalischen Reichs der Deutschen, das dürftige Kiautschu zum Anfang eines deutsch-chinesischen Kaisertums. Wie panslawistische und jingoistische Klugheit diesen Wahn der Naivetät ausnutzen und auszunutzen fortfahren, das wissen und spüren wir alle.

Vorlängst haben wir den Bankerott der rhetorischen Politik erlebt, den öffentlichen und erklärten. Wir haben uns dessen mit gutem Recht gefreut. Doch es ist jetzt Zeit zu fragen, ob wir in den Tagen der allgemeinen Schuldenwirtschaft nicht auch ein wenig in die Kreide gekommen sind. Es war nur natürlich, dass jene auswärtige Politik, die nichts war als Schall der Worte und nichts erzeugen konnte als Widerhall der Worte, wenigstens in dem Sinn ausgenutzt wurde, in dem sie sich allein fruchtbar machen liess: zur Exemplifizierung auf die inneren Zustände, zur Erschütterung der Grundlagen der Reaktion. Dass dabei vielfach Unzusammengehöriges vermengt wurde, hatte so lange nicht viel auf sich als gefährliche Folgen nach aussen hin nicht eintreten konnten. Im Kampf gegen den deutschen Bureaokratismus tat das Schreckbild des fiedenbedrohenden deutschen Militarismus gute agitatorische Dienste. Nur kann man eben Begriffe nie vermengen, ohne dabei selbst in die Irre zu geraten. Dieses Durcheinanderschieben der Fragen der inneren und äusseren Politik hat die politische Selbsterziehung des deutschen Volks

in bedenklicher Weise aufgehalten. Schon die enge Begrenzung der Kompetenzen des Reichstags, dann die Methode der Bismärckischen Zeit die im Felde und im Streit der Kabinette erworbene Autorität diktatorisch nach Innen zu kehren bewirkte, dass die Kritik des Militarismus, des Kolonialwesens, der auswärtigen Politik einen zu breiten Raum in der Tätigkeit der oppositionellen Parteien Deutschlands einnahm. Gefährlicher wurde dies noch deshalb, weil in dem jungen Reich das Gefühl des Zusammenhalts nicht tief genug begründet war, und bei jenen Deutschen, die aus dem Spiessertum der Kleinstaaterei herkamen, das Verständnis für die Notwendigkeiten eines Grosstaats, die zum Beispiel in Österreich und England jedem, auch dem Radikalsten innewohnen, gar sehr mangelte. So durften allerlei partikularistische Rückständigkeit gerade mit den modernsten Tendenzen aufwuchern.

Die Richtung solcher Bewegungen wird am besten erkennbar an den Abartungen, die sie verzerrend abspiegeln und in den Unsinn auslaufen lassen. Damals traten Leute auf, die, während der Modernismus innerhalb des marxistischen Systems das grosse Werk der Erneuerung begann, da sie doch auch modern sein wollten, für den neuen Wein nur alte Schläuche bereit hatten. Ihr Pseudorevisionsmus endete glatt und platt bei einer komischen Wiedergeburt duodezstaatlich und reichsbürgerlich demokratischer Ideale. Man mochte denken, die Jungdeutschen oder gar die Rheinbundsjournalistik seien aus ihren Gräbern wieder aufgestiegen, so fröhlich wurde den Deutschen wieder als höchstes Ziel ihrer menschlichen Entfaltung angepriesen Affen der Ausländer zu werden. Auch diese krankhafte geistige Rückbildung fand in der Zeit die entgegenkommenden Neigungen. Das zottelbrüstig germanische Verachten der welschen Aferkultur war aus der Mode gekommen, den Patriotards folgten die Snobs. Die *Kultur* kam in Schwung, die *alte Kultur*, die *ältere Kultur*, die *Ess- und Wohnkultur*, die Kultur in allen Winkeln, und ganze Familien fingen an sich ihre deutsche Hausmannskost mit Feuilletons zu verdienen, die in endlosen Variationen die Vorzüge der englischen Tischsitten und die Herrlichkeit des englischen Fracks verkündigten. Diese Fracks wurden dann aus dem Feuilleton in den Leitartikel hinaufgetragen. Die Lügen des deutschen Weissbuchs wurden durch die schlichte, evangelisch reine Wahrheitsliebe des französischen Blaubuchs beschämt, und man ist so echt pariserisch nach Geist, Witz und Anmut wie es in den Kleinstaaten am Rhein und Main vor alters der Brauch war.

NUN traten aber in der Mitte dieses Jahrzehnts die grossen umwälzenden Geschehnisse ein. Der Sieg der japanischen Waffen formte die Gestalt der Dinge vom Grunde aus um. Der Fall Russlands machte Englands Hände für die europäische Politik frei, drängte durch die Furcht vor dem deutschen Übergewicht zuerst Frankreich, dann Russland in den britischen Einflusskreis. Wir lernen zum erstenmal kennen, was Weltpolitik ist, nachdem wir so lange durch das alldeutsche Bierbankgefasel, durch die rhetorischen Abspiegelungen weltpolitischer Ohnmachts träume geärgert und gelangweilt worden. Kein Festglanz und kein Redegepränge kann länger darüber täuschen, dass die Politik des Weltteils ihre Impulse in Berlin nicht mehr empfängt. Europa ist unter die Herrschaft eines Systems geraten, das übereuropäisch ist, dem die französische Revancheidee, der Anmarsch des Slawentums gegen Mitteleuropa, der italienisch-öster-

reichische Wettbewerb um die Adria, der wirre Streit der Völker auf dem Balkan nur Glieder sind an einer Kette, die Indien fester an England schliessen, die lose Fügung des Weltreichs zur wirtschaftlichen Einheit verbinden soll. Man gewinnt erschreckende Beispiele dafür, mit welcher Leichtigkeit die Kriegspolitik der leitenden Staatsmänner alle demokratischen und parlamentarischen Hindernisse nimmt, und sieht, wie ein Volk, dessen politische Schulung zu bewundern eine geheiligte Herkömmlichkeit war, phantastischen Gerüchten, dreister Theatermache, kolportageromanhafter Pressagitation zum Raub wird. Man erlebt den naturwüchsigen Ausbruch des Deutschenhasses der Slawen mit, der die Träger der Revolution von gestern in panslawistische Kriegshetzer von heute verwandelt, die Struwe, Miljukow, Hessen das Werk Ignatiw's wieder aufnehmen lässt. Dieweil die Henker des Zaren Woche um Woche Hunderte auf die Richtstatt schleppen, die Rache der *Tschinowniks* die Heldentaten der Revolution als gemeine Verbrechen richtet, in Warschau die Zitadelle nicht trocken wird vom Blute politischer Märtyrer, eilen die Slawen aller Zungen, die radikalsten zuvor, nach Petersburg Russland als der Befreierin zu huldigen, drängen sich tschechische, slowenische, serbische Demokraten hinzu vor Stolypin das Knie zu beugen und den Führern der *Dumarechten* die Brüderhand zu drücken, wartet der Polenführer lange und demütig auf ein gnädiges Wort. Der Westen des Parlamentarismus und der Freiheit, die Musterstaaten England und Frankreich, haben nie eifriger die Balkanpolitik des Zaren gefördert als in den Tagen, da die Pariser Camelots die Asew'schande in Sous umwechselten.

Zweimal ist in diesen vier Jahren der Krieg bis an die Tür Deutschlands herangetreten, zweimal legten sich um alle Herzen die eisigen Schauer des Vernichtungskampfs. Englische Redner sprachen von der Zerstörung der deutschen Flotte wie von einer Sache, die die Klugheit rät und patriotische Besorgnis zur Pflicht macht. Kann man sich einen vollständigeren Wechsel denken als er in diesen wenigen Jahren beschlossen liegt? Ist es noch ferner möglich mit den Erfahrungen Haus zu halten, die man in ganz anders gerichteten Zeiten erworben? Kann die auswärtige Politik noch als Nebending behandelt werden, wenn als ihre letzte Frage immer wieder auftaucht, ob Deutschlands Handel vom Meere verschwinden oder 300- bis 400000 Deutsche an der Weichsel und am Rhein ihr Blut verspritzen werden? Kann man noch weiter die internationalen Begebenheiten lediglich dazu benutzen den agitatorischen Unterricht um belehrende Beispiele zu bereichern? Ist es nicht Zeit die Grossvaterlehren der liberalen westeuropäischen und der monarchisch knechtenden und eroberungsfrohen osteuropäischen Staatenpolitik zu begraben, da man sieht, dass in London und Paris die Russenliebe um so heller lodert, je fleissiger die Nachfolger Nikolajs II. schlachten? Hält man es noch an der Zeit auch in deutscher Sprache zu wiederholen, dass die Bagdadbahn den Frieden im Orient bedroht, während inzwischen England und Russland für Persien den Teilungsschlüssel gefunden haben, englisches Geld bei Kueit und am Roten Meer den arabischen Aufruhr im Sieden erhält? Will man die Befreierrolle Englands in Asien von dem ägyptischen Pressgesetz oder von der britischen Freundschaft für Kiamil oder von den bulgarischen Vorarbeiten des Balkankomitees vor Reval ableiten?

Kurz gesagt, die beiden grossen Momente der Veränderung sind: Das eine,

dass Deutschland, das unter Bismarck in der äusseren Politik die aktive Rolle inne hatte oder wenigstens die Richtung jeder Aktion bestimmend beeinflussen konnte, das später die aktive Rolle noch fortzusetzen schien, heute zweifellos und augenfällig im wesentlichen auf Reaktionen beschränkt ist. Das andere Moment ist, dass wir aus Jahrzehnten des Gleichgewichts und der Windstille in die Jahre der Umwälzungen und des Sturms getreten sind, dass sonach die auswärtige Politik nicht mehr der Tummelplatz der Phrase und der Ort leerer Schaustellungen ist sondern Pläne, Versuche, Tendenzen, Unternehmungen in sich fasst, die, wofern sie zur Verwirklichung Kraft und Gelegenheit finden, auf Jahrzehnte hinaus das Wohlbefinden, ja vielleicht auf immer Sein und Nichtsein ganzer Völker und Staaten entscheiden können. In solchen Zeiten aber, in denen Europa von tiefen Erschütterungen bedroht ist, bildet Deutschland notwendig den Mittelpunkt der Gefahren, weil es die geographische Mitte des Weltteils ausmacht. Es ist sonach eine völlige Umkehrung ins Gegenteil. Der Feind ist ein anderer, und er hält eine andere Position. Die bewährte alte Taktik würde, wenn sie die frühere Richtung beibehält, an ihm einfach ins Blaue vorbeimarschieren und zur Folge haben, dass die Sozialdemokratie als friedenerhaltende Macht ausscheidet.



N dieser Gefahr befinden wir uns tatsächlich, und wir können ihr nur begegnen durch völlige Umkehr: Die auswärtige Politik muss für uns aufhören im alten Sinne ein Mittel der Agitation zu sein, sie muss für uns ein Gegenstand höchster Wichtigkeit werden, den wir nach seinen eigenen Zwecken und Zielen behandeln. In der Zeit, wo es vielfach in unseren Reihen üblich war den Krieg als ein lächerliches Unding, die auswärtige Politik als Firlefanz zu betrachten, in jener Zeit, die vieles in sich trug solche Anschauungen scheinbar zu rechtfertigen, konnte es als die eigentliche Aufgabe der sozialdemokratischen Aktion gelten immer den Punkt zu finden, wo die eigene Regierung schuld hatte oder hätte haben können. Damit bewegte man sich durchaus im Dienst der Parteiinteressen, die den Kampf gegen die Regierung und die herrschenden Klassen in sich schliessen. Über die Wirkungen nach aussen, über das Echo im Ausland machte man sich bei Anklagereden wenig Skrupel. Dank dem dauernd gesicherten Frieden des Kontinents hatte man völlig verlernt darauf zu achten, was jenseits der Grenzen die üble Stimmung gegen unser Land und Volk etwa verschärfen, was der Kriegsdemagogie im Ausland zu Behelf und Material werden könnte. Wenn nun aber der Krieg Jahr um Jahr in Sicht kommt, wenn der Gedanke an die Hunderttausende von Proletarierleichen den Gedanken an kleinen Agitations- und Stimmengewinn allen Einsichtigen und Gewissenhaften vollständig zurückdrängt: wird man dann noch für jeden internationalen Konflikt ohne vorgängige sorgfältige Untersuchung den Anstifter in Berlin suchen, da man doch weiss, dass die Erweckung des Argwohns gegen die vorgeblichen Eroberer- und Hegemoniepläne Deutschlands das Vehikel bildet, womit Panlawisten und Jingoos den Weltkrieg vorbereiten? Die Krupp und Genossen mögen dem Gegner Waffen verkaufen, die morgen den Leib deutscher Bürger durchbohren werden: Geschäft ist Geschäft. Die Sozialdemokratie wird sich nie dazu erniedrigen Materiallieferantin für den Verleumdungsfeldzug zu werden, der, seit Jahren betrieben, wenn er an sein Ziel gelangte, seine furchtbarsten Wirkungen gerade über das deutsche Proletariat entladen müsste.

Es handelt sich jedoch darum zu verhüten, dass wir ihnen auch wider Willen Dienste erweisen.

Die Vertreter der alten Taktik, die gut sein soll, wenn auch alle Bedingungen ihrer Anwendung verschwunden sind, haben allerdings hier eine Auskunft getroffen, die eine gewisse geistige Verwandtschaft mit der resignierter Lehre hat, dass aus der Anarchie der Egoisten von selbst die Harmonie der Interessen hervorgehe. Indem in jedem Land, so sagen sie, die Sozialdemokratie ihre heimischen Friedensfeinde bekämpft, ist im Ganzen des Weltteils am besten für den Frieden gesorgt. Ja, wenn Erziehung, Glücksgüter, sachliche Umstände, die einem jeden von vornherein verliehen sind, gleichnamige Grössen wären! So pflegten wir den Manchesterleuten zu antworten. Ja, wenn die Sozialdemokratie aller Länder, die in betracht kommen, ein gleiches Mass an Macht bedeutete! So muss man den Lobrednern des Alten erwidern. In Deutschland und im österreichischen Teil der Donaumonarchie, die zusammen weit über zwei Drittel aller sozialdemokratischen und weit über drei Viertel aller wirklich sozialdemokratischen Stimmen des grossmächtlichen Europas umfassen, mögen die Arbeiterparteien ein Gewicht haben, das sich vielleicht auch in der Kriegsfrage geltend machen könnte; möglicherweise selbst in Frankreich, wo indes die Macht des Sozialismus weniger aus der Geschlossenheit der Organisation als aus politischen, sozialen und ideellen Strömungen resultiert, deren Richtung eine Zeit der Kriegsaufregungen leicht umlenken könnte. Allein diese drei Mächte vertreten heute gar nicht die aggressive Politik, die ist vielmehr in England und in Russland verkörpert. Nun, wirkt in England und Russland tatsächlich das Gegengewicht sozialistisch-friedliebender Strömungen stark genug, dass wir uns auf die aus unzusammenhängenden Aktionen entspringende Harmonie des Resultats verlassen könnten? In England, wo jede Nachwahl jetzt den Zulauf zur konservativen Partei kundgibt? In Russland, wo die Arbeiterschaft, gering an Zahl, in ihrer Kraftentfaltung gebunden ist, und der kriegsfreudige Panslawismus, weil er in der Demokratie die energischste Vertretung findet, weit hinübergreift in alle radikalen Schichten? Dazu kommt, dass wohl jede Sozialdemokratie in jedem Land zum Krieg *in abstracto* die selbe ablehnende Stellung einnimmt, dass aber die Haltung der Arbeiterparteien zu jenen Ansprüchen, Ideen, Traditionen, aus denen der Krieg *in concreto* allein entspringen kann, wie ein Blick auf Italien belehrt, doch recht verschieden ist.

 S mag schmerzlich sein auf Werkzeuge und Waffen der Agitation, deren Gebrauch herkömmlich ist, zu verzichten, aber die Sozialdemokratie hat dies wiederholt getan, wenn die Not das Opfer erheischte. Dass die Kriege ein notwendiges Produkt des wirtschaftlichen Wettbewerbs, der kapitalistischen Konkurrenz seien, war, wenn irgend etwas, eine allgültige Maxime. Dennoch hat man sie in dem wichtigsten Fall stillschweigend ihrer Funktion entkleidet, man überlässt es verzweifelten Konsequenzmachern den blutigen Zusammenstoss zwischen England und Deutschland als unentrinnbare Folge aus dem Wettstreit beider Völker auf dem Weltmarkt herzuleiten. Würde man doch, wenn man diese Schlussfolgerung zugäbe, mit sich selbst in harten Widerspruch geraten, da man einerseits gestände, dass der Versuch Englands einen unbequemen Handelskonkurrenten durch einen Handstreich aus der Welt zu schaffen unvermeidlich sei, weil er aus dem tiefsten Wesen des Kapitalismus selbst erfliesse, andererseits fort-

führe dem Reich die Mittel zu verweigern, die den deutschen Seehandel vor einer Katastrophe, Hunderttausende deutscher Arbeiter vor dem jähen Verlust ihres Brotverdienstes behüten sollen. So ist der Kapitalismus um eine Sünde ärmer geworden, die er sonst wohl auf seinem Kerbholz trüge. Indes, hätte dieser belehrende Fall nicht dazu anregen sollen die Richtigkeit des hier ausnahmsweise ausser Wirksamkeit gesetzten Grundsatzes im allgemeinen nachzuprüfen? Man hat mit Recht erkannt, dass zu einem Waffengang zwischen zwei grossen Völkern mehr gehört als der Ärger ihrer Exporteure: Musste man nicht tiefer zu ergründen suchen, warum ein moderner Krieg, mit allen Schrecken, die er über die Völker ausbreitet, und ein rein wirtschaftlicher Gegensatz inkommensurable Grössen sind? Es hätte sich dann alsbald herausgestellt, dass man mit Vorstellungen wirtschaftet, deren konkreter Gegenstand der Vergangenheit angehört. Da kein moderner Staat eine reine Plutokratie ist, können die Berechnungen des Kontors über die Staatskräfte nicht unmittelbar verfügen, sondern sie müssen sich, um geschichtsbildend zu werden, mit populären Mächten und Ideen verbinden, und da der moderne Krieg alle Kräfte des Volksganzen in Anspruch nimmt, steht ihm der Bourgeois gar nicht mehr als einer blossen Gelegenheit zu Gewinn gegenüber. Die allgemeine Wehrpflicht reisst alle vor die Front, und wem die Kugeln um die Ohren pfeifen, hat anderes zu überlegen als den Kurszettel. Man muss es mitgemacht haben, wie in der Nähe des Krieges der Ernst der furchtbaren Möglichkeit alle Schichten der Bevölkerung gleichmässig ergreift und für andere Gedanken kaum noch Raum lässt, um am tiefsten zu fühlen, welche ungeheure Sicherung des Friedens darin liegt, dass die Gesamtheit der Staatsbürger mit Leib und Leben für ihn bürgen. Denn, ging vielleicht im 18. Jahrhundert, wie ein bekanntes Wort lautet, der Krieg den gewerbfleissigen Bürgern nichts an, heute legt er am ersten Tage ganze Betriebe tot und still, entvölkert er die Werkstätten und Handlungshäuser, unermessliche Verluste sind sein gewisses Ergebnis. Aber, von eng umschriebenen Gruppen abgesehen, welchen wirtschaftlichen Gewinn verheissen selbst Eroberung und Sieg in den engen Grenzen, die schon die nationale Geschlossenheit der Staaten territorialen Veränderungen setzt? Wir sahen denn auch, dass zwischen Staaten, wo alle diese Motive (allgemeine Wehrpflicht, Aussichtslosigkeit mit Übermacht zu wirken, drohende Verluste und geringer Gewinn) zusammenwirken, dass im Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland die Kriegsspannung der Geschichte zum Trotz ständig nachlässt. Wer den Ursprung der Kriegsgefahren auffinden will, muss ihn dort suchen, wo die auf den Frieden hindrängenden Motive entweder ganz oder teilweise fehlen: in England und in Russland. Dem Engländer fehlt das ethische Verhältnis zum heiligen Gut des Friedens, das nur aus dem Einsetzen der eigenen Person entspringen kann, er betreibt die Industrie des Blutes wie andere Industrien von hoher Gefahrenklasse durch gemietete Leute, und für Russland fallen viele Hemmungen weg, die aus einem sehr komplizierten Wirtschaftszustand hervorgehen. Beiden Staaten aber ist das Streben nach Weltmacht und Allmacht immanent, beiden ist es eine geschichtliche Herkömmlichkeit grosse Völker und Gebiete zu beherrschen, mit ihrem Schicksal auf dem Schachbrett der Politik zu spielen, beide haben Ziele der Eroberung, die sie seit Jahrhunderten festhalten, und die geographische Bedingungen ihnen als natürliche erscheinen lassen, beiden also fehlt jenes tiefere Gefühl für das Existenzrecht und das Selbstbestimmungsrecht des anderen,

das aus dem engen Zusammenwohnen der kontinentalen Staaten des eigentlichen Europas sich allmählich zu entwickeln beginnt. England und Russland halten staatspolitische Gesichtspunkte fest, die, wenigstens teilweise, für die übrigen Nationen ihre Geltung einzubüssen anfangen, die aber in allem Lauf der menschlichen Dinge für die Entstehung von Kriegen vor allem entscheidend waren. Dazu kommt bei dem englischen Volk eine ungemein lebhaftige Staatsgesinnung, ein noch tieferes Gefühl für das Privileg seiner insularen Unangreifbarkeit; bei Russland der heisse Drang die Scharten des japanischen Kriegs auszuwetzen und das slawische Nationalgefühl, von dessen Vehemenz und aggressiver Krafft der Deutsche kaum eine richtige Vorstellung hat.

Es kann demnach für den Urteilsfähigen, der nicht überlieferte Phrasen sondern tatsächliche Verhältnisse als Grundlage seiner Erwägungen nimmt, keinen Zweifel unterliegen, wo heute der Punkt der Gefahr liegt, und welche Staatspolitik es ist, die sich stets bemüht zeigt die sonst noch in Europa vorhandenen Konfliktskeime für die Schaffung formidabler Kriegsallianzen zu benutzen. Auf der Gegenseite bleibt nichts als das Alldeutschtum, worüber ich meine eigenen Gedanken habe. Ich finde nämlich, dass die einzige positive Leistung dieser interessanten politischen Spielart war, dass sie, bevor sie in Österreich gänzlich verschied und verschwand, durch das Entzünden eines inneren Konflikts demokratischeren Regierungsformen und einem demokratischen Wahlrecht den Weg bahnte, die beide ohne den Sprachenverordnungs-krieg so bald nicht wären zu erreichen gewesen. In Deutschland wäre ich verlegen zu sagen, was die Alldeutschen ausser Broschüren und grossbrodigen Redensarten, die von dem Panslawismus klug und ergiebig benutzt werden, je eigentlich hervorgebracht haben: solches nämlich, das für die Staatenpolitik ins Gewicht fiele. Sie scheinen mir der ironischen Behandlung zugänglicher als der pathetischen, und wenn das Pathos gewisse agitatorische Vorteile brächte, möge man nie vergessen, dass das Ernst- und Wichtignehmen der alldeutschen Blase nur das Verleumdungsgeschäft der Panslawisten besorgen heisst. Dem alldeutschen Gedanken, sofern er das Gebiet der kulturellen Zusammengehörigkeit aller Deutschen und die Pflege inniger Beziehungen zu einander — aber das ist nach dem heutigen Sinn des Worts gar nicht alldeutsch — überschreitet, fehlt jegliche Grundlage einer Verwirklichung. Man sagt: Deutschland mit seinen 63 Millionen Einwohnern kann sich zum Ziel setzen Herrin der Meere zu werden. Kann es das? Wenn es durch ein Wunder plötzlich die Flotte bekäme, die es in 6, 7 Jahren haben wird, so werden höchstens die englischen Angriffsgedanken erblassen, denn der Inselstaat darf sich nicht einmal schweren Einbussen zur See aussetzen. Da die Vermehrung der deutschen Flotte aber nicht in tausendund-einer Nacht sondern in langsamen Werktagen vor sich geht, ist einstweilen bis zur Erlangung dieses Ziels die Gefahr des Kriegs, der Anreiz zu englischen Angriffen nur aufs äusserste gesteigert. Aber in keinem Fall hätte selbst am Ende der Bauentwicklung Deutschland, zwischen Frankreich, Russland und England gestellt, die Kraft der Eroberungen. Überhaupt, wo liegt denn das für das Deutsche Reich zu Erobernde? Es gibt nur ein Gebiet, das Deutschland nach seinen geographischen und nationalen Voraussetzungen sich einverleiben könnte: Deutsch Österreich; und kürzlich hat die *Nowoje Wremja* ihm spöttisch zu dem Zweck das russische Bündnis ange-tragen. Allein für unser Geschlecht ist der grossdeutsche Gedanke versunken,

das österreichische Alldeutschtum tot, und Österreich-Ungarn der unentbehrliche Freund und Bundesgenosse. Es gibt keinen Staat in Europa, der so völlig auf defensive Ziele der Politik beschränkt wäre wie Deutschland.

Ja, selbst damit ist noch zu wenig gesagt, selbst innerhalb dieser rein defensiven Politik ist seine Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt. Leute, die nicht rasch umdenken können, denen die imponierende Stellung Bismarcks im Dreibund, das theatralische im Vordergrund Stehen des persönlichen Regiments, das ausserordentliche Übergewicht an Volkszahl und allen materiellen Machtmitteln Deutschlands im Gedächtnis haftete, fanden sich in dem Verlauf des serbischen Konflikts schlechthin nicht zurecht. Was der Panslawismus log, weil der Deutschenhass sein einziger Kitt ist, das glaubte die treuherzige Plumpheit ehrlich, das zerrüttete Österreich-Ungarn könnte doch niemals von selbst zu so abenteuerlichen Plänen den Mut gefasst haben. Hierbei wird nur vergessen, dass Österreich-Ungarn nach Grösse, Volkszahl, Machtmitteln der dritte Staat Europas ist, dass seine Zerrüttung für den Generalstab nicht gilt, dass es als ein Gewaltwerkzeug ersten Ranges nach langer Greisenruhe in die Hände junger, ehrgeiziger Männer hinüber gleitet. Dieser Wiener Ehrgeiz aber, der an nationalen Bedürfnissen keine Schranke und kein Mass hat, der die Ziele der Politik nur rein äusserlich und persönlich fassen kann, der aus dem Drang der Welt die Habsburgische Grossmacht wieder zu Gemüt zu führen und aus der Furcht, man könnte aus alter Überlieferung die Grossmacht unterschätzen: der also Grossmachtspolitik rein um des Prestiges willen treibt, ist sehr wenig bereit Ratschläge und Abmahnungen zu hören und sehr eingelebt in den Gedanken, dass Deutschland das österreichische Bündnis weit mehr braucht als Österreich-Ungarn das deutsche, dass der Wiener Politik andere Kombinationen eher zu Gebote ständen. Überdies ist er ein wenig eifersüchtig auf Berlin. Und da Österreich-Ungarn andererseits auf dem Balkan wie an der Adria ja überall von noch un abgeschlossenen nationalen Bildungsprozessen berührt wird, so kann sich für Deutschland noch ein oder das andere Mal wiederholen, dass es die persönliche, unruhige Politik, die jetzt die Wiener Note zu werden scheint, mitmachen muss. ohne viel dagegen tun zu können, will es ein Bündnis nicht gefährden, das einstweilen unersetzlich und als einzige Friedensgewähr nicht zu entbehren ist. Man tut gut den serbischen Konflikt nach Ursprüngen und Verlauf genau zu studieren: Das wird das wirksamste Heilmittel gegen den Hang sein Anfang und Ende aller Dinge in Berlin zu suchen und alle Schuld dorthin zu tragen, wo einstweilen kaum die Gelegenheit gegeben ist sie zu begehen.

Die Umkehr von der agitatorischen zur sachlichen Betrachtung der auswärtigen Politik schliesst aber noch eines ein, das dem bisherigen fast entgegengesetzt scheint: dass man von dem Spiel mit weltpolitischen Kombinationen ablasse, die eigentlich ein Erbstück einer weit älteren Epoche der europäischen Staatengeschichte sind. Es gibt sozialistische Schriftsteller, die nicht über auswärtige Politik schreiben können, ohne einen Rattenkönig von Weltkriegen aufmarschieren zu lassen, die allemal mit absoluter Notwendigkeit kommen, als lebten wir noch in der Zeit Napoléons III., unter jener grossen Gärung, die in Mitteleuropa dauernde Gestaltungen zum Ergebnis hatte. Die Kriegsgefahr ist allerdings heute ernst und drohend, keine Phrase wie in den neunziger Jahren, die zum Krieg führenden Tendenzen sind deutlich und bestimmt

erkennbar. Aber die konkrete Möglichkeit eines bestimmten Zukunftskriegs in der Phantasie auszumalen ist dem exakten Denken gleichwohl nicht gegönnt, auch liegt darin kaum eine Aufgabe. Für die praktische Tätigkeit der Sozialdemokratie kommt zunächst in Frage, dass der panslawistische und der jingoistische Gedanke die eigentlichen Erreger der Gefahr bedeuten, dass sie allerdings mit Gegenkräften zu ringen haben, die einstweilen stärker sind als sie, dass sie sich in einer Zeit heftigster agitatorischer Verbreitung befinden, und dass darum — die Möglichkeit einer sozialistischen Gegenaktion zunächst bei seite gelassen — alles daran liegt ihnen nicht die wertvolle Hilfe aus dem bedrohten Lande zu leihen, dass in dem Augenblick, wo das Märchen des erobernden Germanismus von allen Kanzeln der Jingoos und Panslawisten gepredigt wird, die nüchternste, sachlichste und vorsichtigste Wertung der deutschen Politik allen denjenigen zur Pflicht wird, die den Frieden wollen.

XX

ROBERT SCHMIDT · DIE REFORM DER ARBEITERVERSICHERUNG

I  O alt wie die Arbeiterversicherung selbst ist das Verlangen sie anders zu gestalten. Schon bei Beginn dieser Gesetzgebung vertrat die Sozialdemokratie grundsätzlich den Standpunkt einer möglichststen Vereinfachung der organisatorischen Einrichtungen; insbesondere wandte sich die Kritik gegen die vielen Organisationseinrichtungen und die Abgrenzung nach Berufsgruppen, wie sie in der Kranken- und Unfallversicherung üblich ist. Vor einigen Jahren durfte man nach Äusserungen des Staatssekretärs Grafen Posadowsky noch hoffen, dass die nächste Reform der Arbeiterversicherung sich in der Richtung einer einheitlichen grossen Zusammenfassung der Versicherungsträger bewegen würde. Kurz vor seinem Zurücktritt hat allerdings Graf Posadowsky diesen Standpunkt aufgegeben und erklärt, dass an der bisherigen Organisationsgliederung nichts geändert werde, dass aber ein einheitlicher Unterbau für die Organisation vorgesehen sei. Der Gesetzentwurf, der nunmehr vom Reichsamt des Innern veröffentlicht ist, enthält die Richtlinien, die der Vorgänger des gegenwärtigen Staatssekretärs angegeben hat.

Die Reform fasst zunächst die ganze Gesetzesmaterie in einen zusammenhängenden Entwurf zusammen und regelt vor allem in besserer und übersichtlicherer Weise das Ineinandergreifen der einzelnen Versicherungszweige. Wir erhalten einen einheitlichen Aufbau des Instanzenzuges und eine Behörde, an die sich der Arbeiter in allen Versicherungsangelegenheiten mit seinen Anforderungen wenden kann. Diese Behörde heisst *Versicherungsamt*, die ihm übergeordnete *Oberversicherungsamt*; als letzte Instanz dienen die Landesversicherungsämter und das Reichsversicherungsamt. Das Versicherungsamt entspricht ungefähr der Einrichtung, die bisher in Invalidensachen bestand. Danach wurde von der Gemeindebehörde eine untere Verwaltungsbehörde gebildet, die mit Hinzuziehung von Arbeitgebern und Arbeitern in Invalidenrentenstreitsachen die ersten Vorbereitungen zu treffen hatte. An Stelle der unteren Verwaltungsbehörde rückt nunmehr das Versicherungsamt, das mit einer weiteren Befugnis auch in der Unfall- und Krankenversicherung ausgestattet ist. Das

Versicherungsamt ist zugleich Beschwerde- und Spruchinstanz; in welcher Abgrenzung wird des näheren noch dargetan werden. Das Oberversicherungsamt bildet gegen die Entscheidungen des Versicherungsamts eine Beschwerde- und Berufungsinstanz. Die Oberversicherungsämter werden an Stelle der bisherigen Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung treten, mit Spruchkammern, Oberschiedsgerichten in Rentenstreitsachen. Diese Instanz wird nunmehr in vielen Fällen ein endgültiges Urteil abzugeben haben, da der Rekurs gegen die Entscheidung der Oberschiedsgerichte an das Reichsversicherungsamt unzulässig ist und auch die Revision weitgehende Beschränkung erfährt. Wir haben es mithin mit einer sehr wesentlichen Verschlechterung des jetzigen Zustands zu tun. Denn bisher konnte der Versicherte in Unfallstreitsachen zwei Instanzen in Anspruch nehmen, während ihm jetzt der Weg an das Reichsversicherungsamt als letzte Instanz unmöglich wird. Neu hinzugekommen ist eine Änderung des Instanzenzuges in allen Fällen der Rentenherabsetzung bei Unfällen. In diesen Fragen entscheidet das Versicherungsamt in einer Spruchkammer in erster Instanz. Gegen die Entscheidung steht sowohl der Berufsgenossenschaft wie dem Verletzten Berufung an das Oberschiedsgericht offen; dessen Entscheidung ist nicht mehr anzufechten, auch die Revision ist unzulässig. Landesversicherungsämter und das Reichsversicherungsamt erhalten nur bei der ersten grundsätzlichen Streitfrage des Betriebsunfalls die Stellung als Revisionsinstanz, das heisst, es kann nur, wie bisher schon in Invalidensachen, ein erheblicher Mangel des Verfahrens oder eine unrichtige Anwendung des geltenden Rechts gerügt werden.

Die Einheitlichkeit der Rechtsprechung, die bisher schon manche Mängel aufwies, wird durch die Neueinrichtung vollständig ausgeschaltet werden. Sehr bedauerlich ist dabei, dass auch den Landesversicherungsämtern eine grössere Zuständigkeit gegeben wird als bisher. So war bisher in Invalidensachen das Reichsversicherungsamt ausschliesslich Revisionsinstanz. Nunmehr soll das Landesversicherungsamt als Revisionsinstanz für alle Entscheidungen der Oberschiedsgerichte seines Bezirkes zuständig sein, das heisst als Revisionsinstanz kommen nunmehr neben dem Reichsversicherungsamt 8 Landesversicherungsämter in Frage. Die Beibehaltung der Landesversicherungsämter, besonders im Revisionsverfahren, entbehrt jeder Begründung und muss geradezu ein Durcheinander in der Rechtsprechung herbeiführen. Auch in der Höhe der Rentenfestsetzung in Unfallsachen wird durch die Neueinrichtung Plan- und Ziellosigkeit eingeführt. Die Oberschiedsgerichte sind nicht mehr an gewisse Grundsätze gebunden, die vom Reichsversicherungsamt sanktioniert wurden. Um nur ein Beispiel anzuführen: Es entsprach der ständigen Rechtsprechung des Reichsversicherungsamts, dass ein qualifizierter Arbeiter für den Verlust eines Auges eine Rente von $33\frac{1}{3}\%$ der Vollrente erhielt. Die Oberschiedsgerichte werden an eine solche Spruchpraxis nicht gebunden sein sondern ganz nach Belieben im einen Bezirk vielleicht den bisherigen Grundsatz des Reichsversicherungsamts aufrecht erhalten, im anderen unter diese Schätzungen gehen. Eine Möglichkeit solche Entscheidung anzufechten ist nicht gegeben. Da bisher die grösseren Bundesstaaten Landesversicherungsämter errichtet haben, so bleibt eigentlich das Reichsversicherungsamt im wesentlichen nur für die Entscheidungen der Oberschiedsgerichte in Preussen zuständig. Nur in einer Anzahl Beschwerdesachen ist das Reichsversicherungsamt die massgebende Instanz.

Mithin wird der Grundsatz, der bei einer Reform der Arbeiterversicherung vor allen Dingen zur Geltung kommen sollte: die Einheitlichkeit der Rechtsprechung aufrecht zu erhalten, über den Haufen geworfen. Es fragt sich, ob nicht, da das Versicherungsamt bei der ersten Rentenfestsetzung in Unfall- und Invalidensachen nur als gutachtliche Behörde herangezogen wird, eine Erschwerung und Verzögerung des Verfahrens eintritt. Denn die gutachtliche Erklärung des Versicherungsamts wird selbstverständlich von den Organen der Berufsgenossenschaft nachgeprüft werden, wie das bisher von den Landesversicherungsanstalten bei Invalidenrentenstreitsachen gleichfalls geschehen ist. Damit dürfte aber, nachdem das Gutachten des Versicherungsamts an die Berufsgenossenschaft abgegeben ist, wieder ein langer Zeitraum vergehen, ehe die neue Untersuchung des Unfalls oder die Herbeiholung ärztlicher Gutachten erledigt ist. Ob nicht im Hinblick auf diese Schwierigkeiten der bisherige Zustand zu befürworten ist, wonach es der Berufsgenossenschaft obliegt die Ermittlungen selbst vorzunehmen, erscheint sehr strittig. Wenn das Verfahren nicht die sehr zu befürchtende Verzögerung erfahren soll, so müsste das Versicherungsamt wie bei der Rentenherabsetzung die erste Entscheidung treffen, und es der Berufsgenossenschaft und dem Verletzten freigestellt sein hiergegen Berufung einzulegen.

Ein grosser Mangel des Gesetzentwurfs ist in der verschiedenen Abgrenzung des Versicherungsumfangs zu finden. Der jetzige Zustand, dass der Kreis der Versicherten in den 3 grossen Versicherungszweigen der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung nicht übereinstimmt, ist auch in der neuen Vorlage wieder unangenehm bemerkbar. Die Krankenversicherung findet erfreulicherweise eine Ausdehnung auf Landarbeiter, Dienstboten und Hausarbeiter; ferner sollen die Mitglieder der Orchester und Bühnen der Versicherungspflicht unterstellt werden. Diese letztgenannte Kategorie wird auch in die Invalidenversicherung mit einbezogen, aber diese kommt leider nicht zu einer Pflichtversicherung der Hausarbeiter, obwohl gerade hier es ausserordentlich notwendig erscheint den vielfachen Wünschen, die auch wiederholt im Reichstag geäussert wurden, nachzugehen. Grösser ist der Unterschied des Kreises der Versicherten noch beim Vergleich mit der Unfallversicherung. Hier scheiden wieder wie bisher nahezu alle Handwerksbetriebe aus der Versicherungspflicht aus; obwohl gerade die Grenzbestimmung zwischen Fabrikbetrieb und Handwerk viele Schwierigkeiten bietet, die mit einem Schlage beseitigt wäre, wenn man das gesamte Handwerk der Versicherungspflicht unterstellte. Die Einwände, dass dem Handwerk hier eine zu grosse Belastung aufgebürdet werden würde, sind nicht stichhaltig, denn die geringere Unfallgefahr im Handwerk gestattet die Beitragsheranziehung auf ein ganz niedriges Mass zu stellen. Diese Rücksichten sind auch gegenwärtig schon bei solchen Handwerksbetrieben geübt worden, die der Versicherungspflicht unterstellt sind. Mit einer Bestimmung in § 632 wird sicher eine sehr schwierige Streitfrage in die Rechtsprechung hineingeworfen werden. Es sollen nach § 632 Ziffer 10 Betriebe, die der Behandlung und Handhabung der Ware oder der Beförderung von Personen oder Gütern dienen, falls sie mit einem kaufmännischen Unternehmen verbunden sind, das über den Umfang des Kleinbetriebs hinausgeht, der Versicherungspflicht unterstellt sein. Die Abgrenzung des Kleinbetriebs wird sicherlich zu ausserordentlichen Schwierigkeiten führen. Der jetzige Zustand, dass nur dann die Versicherungspflicht

besteht, wenn der Betriebsunternehmer eines solchen Unternehmens in das Handelsregister eingetragen ist, hat allerdings auch zu vielen Unzuträglichkeiten geführt. Erfreulich ist die Ausdehnung der Unfallversicherung auf alle Angestellten in Privatfuhrwerksbetrieben und auf die Führer der Automobile.

II



ASSEN wir nunmehr die Änderungen, die das Gesetz für die einzelnen Versicherungszweige herbeiführt, Revue passieren. Natürlich nur die wesentlichsten, da die Materie zu umfangreich ist, als dass man sofort auf alle Einzelheiten eingehen könnte. Das mag später noch in einigen Einzeldarstellungen geschehen.

Die Krankenversicherung erfährt in den Unterstützungssätzen und der Dauer der Unterstützung keine Änderung. Nur in § 234 ist es in Abänderung des gegenwärtigen Zustands der Krankenkasse gestattet in das Statut einzufügen, dass eine Unterstützung während 6 Wochen bei Schwangerschaftsbeschwerden gewährt werden kann. Das Unzulängliche dieser Bestimmung besteht darin, dass es nur in das Belieben der Kasse gestellt wird, ob eine solche Unterstützung eingeführt wird, dass diese aber nicht als eine Pflichtleistung in das Gesetz aufgenommen wird. Der alte Zustand der Zersplitterung der Krankenkassen bleibt bestehen. Neben den Ortskrankenkassen werden die Betriebs- und Innungskrankenkassen aufrecht erhalten. Nur eine Kassenorganisation, die bisher schon wenig Lebensfähigkeit zeigte, die Gemeindekrankenversicherung, wird aufgehoben. An Stelle dieser Gemeindekrankenkasse tritt indes die Landkrankenkasse, gegen deren Errichtung und Verwaltung entschiedener Widerspruch erhoben werden muss. Dieser Landkrankenkasse sollen die Landarbeiter, Hausindustriellen, die bei Hausindustriellen beschäftigten Arbeiter, Dienstboten und die im Wandergewerbe beschäftigten Personen beitreten. Wir haben es mithin hier wiederum mit einer ganz unglücklichen Zersplitterung der Krankenkasse zu tun. Man vergegenwärtige sich die Zustände in einer Ortschaft, wo neben Landwirtschaft auch Industrie vorhanden ist; es wäre wohl in diesem Fall das einfachste, wenn für alle diese Personen, die hier der Versicherungspflicht unterstellt sind, eine Kasse eventuell mit abgestuften Leistungen errichtet wird; nicht aber, dass die Industriearbeiter zu einer und die wenigen landwirtschaftlichen Arbeiter zu einer besonderen, wohl in der Regel dann leistungsunfähigen Kasse herangezogen werden. Dabei können beide Kassen ihre besonderen Verträge mit den Ärzten abschliessen, und so darf schliesslich der Arzt, der im Erkrankungsfall nach einem entlegenen Ort berufen wird, den Landarbeiter behandeln, aber nicht den Industriearbeiter, der einer anderen Kasse angehört. Die Leistungen der Landkrankenassen werden ausserordentlich dürftig bemessen sein, da der Tagelohn für diese Arbeiterkategorie, nach dem die Unterstützungssätze der Krankenkassen normiert werden, in der Regel sehr niedrig steht. Von diesen niedrigen Unterstützungssätzen würden nun aber auch die Arbeiter, die bei einem Zwischenmeister der Hausindustrie beschäftigt sind, die Heimarbeiter selbst sowie auch Arbeiter in landwirtschaftlichen Nebenbetrieben betroffen werden. Es könnte eingewandt werden, dass die Aufsichtsbehörde solche leistungsunfähigen Kassen nicht zu gestatten braucht; indes mag man bezweifeln, ob die Aufsichtsbehörde einem einflussreichen Grossgrundbesitzer, der die Landkrankenkasse oder eine Betriebskrankenkasse fordert, die Genehmigung versagen wird. Noch eigenartiger sieht es

mit der Verwaltung der Landkrankenkassen aus. Ein Wahlrecht zu dem Verwaltungskörper haben die Versicherten nicht; vielmehr soll die Kommunalbehörde die Arbeitervertretung in der Kasse bestimmen. Von einer Selbstverwaltung kann unter diesen Umständen keine Rede sein, die Landarbeiter, Hausindustriellen und Dienstboten sind von der Regierung dazu noch nicht als mündig erachtet. Eine besondere Regelung findet die Beitragsleistung, zu der die Auftraggeber der Hausarbeiter herangezogen werden. Der Gesetzentwurf bestimmt hier, dass vorläufig von diesen Auftraggebern der Hausarbeit 2 % des Entgelts, den sie an die von ihnen beschäftigten Hausarbeiter zahlen, der Landkrankenkasse ihres Bezirks überwiesen werden. Man glaubt damit ungefähr eine Beitragsleistung zu ermöglichen, die dem entspricht, was die Unternehmer bei einem dauernden Arbeitsverhältnis im eigenen Betrieb zu leisten haben. Ferner hat man Rücksicht auf diejenigen Heimarbeiter genommen, die durch ausserordentliche ungünstige Erwerbsverhältnisse ausser stande sind Beiträge für die Krankenkasse aufzubringen. Diese Hausarbeiter können von der Beitragsleistung durch die Landesregierung entbunden werden, und es muss dann die Kommunalbehörde die Kosten für die Versicherten aufbringen.

Eine für die Krankenkassen tief einschneidende Bestimmung bedeutet die Einschränkung der Selbstverwaltung. Die Arbeiter hatten bisher in der Ortskrankenkasse entsprechend ihrer Beitragsleistung zwei Drittel, die Unternehmer ein Drittel der Delegierten für die Generalversammlung gestellt. Die Vorlage will bei einer Teilung der Beiträge für Unternehmer und Arbeiter eine Halbierung in der Vertretung der Generalversammlung und Vorstand herbeiführen. Der Vorsitzende im Vorstand soll von beiden Teilen gewählt werden; kommt aber eine Wahl nicht zu stande, so bestimmt die Kommunalbehörde den Vorsitzenden. Wie die Regierung diese Massnahme begründen will, ist noch unklar, da insbesondere die Konferenz der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die vor kurzem vom Reichsamt des Innern einberufen war, einmütig diese Änderung in der Selbstverwaltung der Krankenkassen abgelehnt hat. Um so mehr muss dieses Vorgehen der Regierung auffallen, weil auch nur annähernd ähnliche Massnahmen, die geeignet wären die Selbstverwaltung der Berufsgenossenschaften einzuschränken, nicht ergriffen wurden. Man ist ferner dazu übergegangen die Aufstellung einer Dienstordnung für die Angestellten zu fordern, in der ein Besoldungsplan vorgesehen ist und das Aufrücken in höhere Dienstränge geregelt wird. Die Landesregierung kann Anforderungen über die Befähigung der Kassen- und Rechnungsführer stellen. Dagegen liesse sich nicht viel einwenden, wenn man nicht die Befürchtung haben müsste, dass bei einer so allgemein gehaltenen Vorschrift den Kassenverwaltungen leicht Schwierigkeiten in der Anstellung der ihnen geeignet erscheinenden Personen gemacht werden können. Bemerkenswert ist dabei auch eine Gegenüberstellung der Bestimmung, die für die Berufsgenossenschaften massgebend sind. Hier besagt die Vorlage in § 779 kurz und bündig: »Die Gehälter der Genossenschaftsbeamten stellt im einzelnen der Haushaltsplan der Genossenschaft fest.«

Für die Unfallversicherung bleibt die Bildung in Berufsgenossenschaften bestehen, obwohl auch hier bei den Streitigkeiten über Berufszugehörigkeit eine territoriale Abgrenzung der Organisation ohne Berufsgliederung sehr dienlich gewesen wäre.

Die Höhe der Rentenleistung bleibt in der bisherigen Weise bestehen; wie schon

bemerkt, ist auch in der Bescheiderteilung über die erste Rentenfestsetzung der Berufsgenossenschaft keine Beschränkung auferlegt. Die Berufsgenossenschaft hat aber die sicherlich für die Verwaltung nicht unwesentliche Vollmacht erlangt für den Fall, dass die Rente nur 20 % der Vollrente beträgt, diese auch mit Abstufung für einen bestimmten Zeitraum im voraus festzulegen. Damit scheidet für die Berufsgenossenschaft auf Jahre hinaus Streitigkeiten über Rentenfestsetzungen vollständig aus.

Der Begriff der *Erwerbsunfähigkeit* erfährt im Gegensatz zu dem bisherigen Gesetz eine nähere Definition, die dahin lautet: »Als erwerbsunfähig gilt der Verletzte insoweit als er nicht mehr im stande ist durch eine Tätigkeit, die seinen Kräften und Fähigkeiten entspricht und ihm unter billiger Berücksichtigung seiner Ausbildung und seines Berufs zugemutet werden kann, dasjenige zu erwerben, was er vor dem Unfall erworben hat.« Die Anwendung dieser Bestimmung könnte gegenüber der bisherigen Rechtsprechung für den Verletzten einen Vorteil insofern bieten als auf seine berufliche Ausbildung Rücksicht genommen werden soll. Einen schweren Eingriff in die Ansprüche der Unfallverletzten bedeutet aber die Bestimmung, dass die Rente ruht, wenn der Verletzte seinen ehemaligen Verdienst wieder erlangt oder eine Arbeitsgelegenheit nicht benutzt, die ihm die Berufsgenossenschaft bietet. Damit hört für den Arbeiter jede Selbstbestimmung auf: er wird zu einem Versuchsobjekt der Rentenquetsche.

Die Benachteiligung der landwirtschaftlichen Arbeiter in der Festsetzung ihrer Rente nach bestimmten von der Verwaltungsbehörde festgesetzten Lohnsummen bleibt leider bestehen, und es ist fernerhin eine sehr nachteilige Bestimmung eingefügt, dass für Landarbeiter im Falle der Unfallverletzung nach der 5. Woche das Krankengeld nicht erhöht wird. Für die gewerblichen Arbeiter trat bisher schon eine Erhöhung des Krankengeldes bis zu zwei Drittel des Lohnes ein, der für die Krankenkasse als Grundlage für ihre Leistungen genommen wurde. Diese Zurücksetzung der Landarbeiter, die auch schon in der Krankenversicherung deutlich hervortritt, enthält eine schwere Ungerechtigkeit gegen eine Arbeiterkategorie, die sich in sehr elenden Verhältnissen befindet.

Die *Invalidenversicherung* bringt leider keine Erleichterung in der Erfüllung der Wartezeit und der Erhaltung der Anwartschaft. Gerade die letztere Anforderung hat vielfach in der Presse auch von der Seite zur Kritik Anlass gegeben, die uns fernsteht, aber aus der Praxis heraus den immer wieder auftauchenden Missstand empfindet, dass ein invalider Arbeiter, der viele Jahre seine Beiträge geleistet hat, dann aber durch ungünstige Arbeitsverhältnisse eine grössere Pause eintreten liess, das Anrecht auf Rente verwirkt. Diese Härte ist so allgemein bekannt, dass man von einer nur wenig liberal gearteten Reform deren Beseitigung erwarten konnte. Die Altersrente soll, wie bisher, vom 70. Jahr ab gewährt werden. Auch der Begriff der *Invalidität* erfährt keine Änderung; es muss jemand, um die Invalidenrente zu beanspruchen, kurz definiert, nicht mehr $\frac{1}{3}$ dessen erwerben können, was in seinem Beruf ein gesunder Arbeiter verdient.

Eine neue Einrichtung erhält die Invalidenversicherung in der *Zusatzversicherung*. Es soll dem Versicherten erlaubt sein neben den Pflichtmarken frei nach Belieben Marken im Betrag von 1 Mark zu kleben. Damit sichert sich der Versicherte eine Zusatzrente zur Invalidenrente. Nach den Mo-

tiven der Regierungsvorlage soll diese Zusatzrente insbesondere für die Versicherten berechnet sein, die später freiwillig ihre Versicherung fortsetzen. Also ist da vor allem an selbständige kleine Handwerker gedacht; es kann aber auch jeder Arbeiter von dieser Zusatzversicherung Gebrauch machen. Was die Leistung dieser Zusatzversicherung betrifft, so mag nach der Regierungsvorlage folgendes Beispiel wiedergegeben sein: Ein Versicherter, der 31 Jahre hindurch jeden Monat eine Zusatzmarke im Betrag von 1 Mark leistet und damit in diesem Zeitraum 372 Mark an Zusatzbeiträgen aufgebracht hat, würde seine Rente um 119 Mark erhöhen. Nimmt man dazu die Invalidenrente für die höchste Klasse, die rund ungefähr 350 Mark betragen kann, so ergibt dies eine Gesamtrente von 469 Mark; für die niedrigste Lohnklasse dagegen nur eine Rente von ungefähr 225 Mark. Natürlich erhöht sich die Zusatzrente entsprechend der Zahl der geleisteten Zusatzmarken. Unverständlich erscheint nur, weshalb diese Zusatzrente nicht auch bei der Altersrente in Wirksamkeit treten soll: nach der Vorlage ist nur von der Invalidenrente die Rede; mit den selben Rentensätzen würde eine Übertragung auf die Altersrente möglich sein.

Einen ganz neuen Zweig der Invalidenversicherung bringt die Reform durch die Angliederung der Witwen- und Waisenversicherung. Bekanntlich soll nach den Bestimmungen des Zoltarifgesetzes vom Jahre 1902 diese Versicherung mit dem 1. Januar 1910 in Kraft treten, so dass für die Ausführung des Gesetzes kein langer Zeitraum übrig bleibt. Die Regierung ist von den Beschlüssen des Reichstags einen bestimmten Betrag der Zollergebnisse für diese Versicherung zu verwenden abgegangen und macht den Vorschlag, dass, ähnlich wie bei der Invalidenversicherung, das Reich einen festen Zuschuss zu jeder Rente zahlt. Dieser Zuschuss soll für die Witwenrente jährlich 50 Mark, für die Kinderrente 25 Mark betragen. Das finanzielle Ergebnis ist für die Regierung erheblich günstiger geworden, die rechnungsmässig schon zurückgestellten Beiträge für die Versicherung würden auf lange Zeit hinaus von diesem Versicherungszweig nicht in Anspruch genommen werden. Die Witwenrente soll nur gewährt werden, wenn beim Tode des Mannes dieser so viel Beiträge geleistet hat, dass im Falle der Invalidität für ihn eine Invalidenrente beansprucht werden konnte. Ist diese Voraussetzung nicht vorhanden, so fällt der Anspruch der Hinterbliebenen fort. Die Witwe erhält aber auch nur dann eine laufende Rente, wenn sie beim Tode ihres Mannes krank und erwerbsunfähig ist, und zwar in dem Umfang, dass sie nicht mehr $\frac{1}{3}$ der Arbeit verrichten kann, die gesunde Personen leisten können. Die Voraussetzung ist mithin, dass die Witwenrente nur einer Schwerverkrankten oder als siech zu bezeichnenden Frau gewährt wird. Für die Berechnung der Witwen- und Waisenrente sind umständliche Methoden vorgeschrieben. Nur folgendes Beispiel aus der Vorlage: Hat ein Arbeiter in $37\frac{1}{2}$ Jahren 1763 Wochenbeiträge geleistet, so betragen die Renten mit dem Reichszuschuss: in der niedrigsten Lohnklasse für die Witwe 84 Mark, für eine Waise 42 Mark; in der höchsten für die Witwe 144 Mark, für eine Waise 72 Mark. Neben dieser Witwenrente hat die Witwe, die beim Tode ihres Mannes selbst durch Beitragsleistung für die Invalidenversicherung ihren Anspruch aufrecht erhalten hat, das Anrecht auf eine e i n m a l i g e Unterstützung, ein Witwengeld, das den 12fachen Monatsbetrag einer eventuell in Anrechnung zu bringenden Witwenrente ausmacht. Ferner haben die Kinder Anspruch auf eine Waisenaussteuer nach Vollendung des 15. Jahres in Höhe des

8fachen Betrages der monatlichen Waisenrente. Diese Bezüge werden ohne Rücksicht auf die Hilfsbedürftigkeit der Witwe gewährt. Man sieht: Die Rentenbeträge für die Witwen- und Waisenversicherung sind ausserordentlich niedrig; sie werden in vielen Fällen nicht die Beträge der Armenunterstützung überschreiten und somit wohl nur — was die Motive der Regierung vorlage selbst zugeben — eine Erleichterung der Armenpflege für die Kommunen bedeuten.

Die Reform der Arbeiterversicherung bietet wenig für eine Zustimmung. Sie enthält leider sehr viel Änderungen, die recht unsympathisch berühren und den Anspruch nicht erheben können eine fortschrittliche Entwicklung der Arbeiterversicherung zu bedeuten. Sollen diese reaktionären Massnahmen ausgemerzt werden, so muss der Reichstag eine sehr tiefeingreifende Reform an diesem Gesetzentwurf vornehmen, um ihn so auszubauen dass den Wünschen der Arbeiter einigermaßen Rechnung getragen wird. Vor allen Dingen muss die Selbstbestimmung der Arbeiter auf dem Gebiet der Arbeiterversicherung aufrecht erhalten, und jeder Versuch dieses Recht anzutasten schroff zurückgewiesen werden.

XX

EDMUND FISCHER · DER ENTWICKELUNGSGEDANKE



ELEGENTLICH des 100. Geburtstags Darwins wurden in der sozialdemokratischen Presse die Lehren Karl Marx' und Darwins neben einander gestellt. Kein anderes Prinzip habe sich für die Wissenschaft des letzten Jahrhunderts so fruchtbar erwiesen wie das der natürlichen Entwicklung. So schrieb der *Vorwärts* in seinem

Leitartikel vom 12. Februar:

»Seine höchsten Triumphe aber feierte dieser Gedanke auf dem Gebiete der Biologie und Gesellschaftslehre in den Lehren von Charles Darwin und Karl Marx.«

In all den vielen Betrachtungen hat man aber vergessen eins zu erwähnen, und zwar das Wesentlichste an diesen Lehren: dass sich die Entwicklung, die uns Darwin lehrte, im Verlaufe von Hunderttausenden von Jahren vollzog, sich auch nur in einem so grossen Zeitraum vollziehen konnte, und dass auch die Umwälzungen im Gesellschaftsleben, die Entwicklung von einer Gesellschaftsform zur anderen, Jahrhunderte dauerten und sich — wie uns Karl Marx lehrte — auch gar nicht rascher vollziehen konnten. Der Entwicklungsgedanke an sich hat daher auch gar nichts Revolutionäres, er führt vielmehr zu der nüchternsten Weltanschauung, er zerstört alle Illusionen durch Revolutionsmacherei die Welt umgestalten zu können und zeigt uns die eherne Notwendigkeit von Gesellschaftszuständen, die nichts weniger als paradiesisch sind. Vom Standpunkt der Entwicklungslehre verzichtete deshalb auch Karl Marx darauf der Welt ein neues Evangelium zu predigen, nach dem sie sich als der einzig wahren Quelle »der ewigen Gerechtigkeit« ummodelln müsse. Er begnügte sich damit, wie er in den *Deutsch-französischen Jahrbüchern* schrieb, die »alte Welt vollkommen an das Tageslicht« zu ziehen und dann die *Keime* der neuen zukünftigen Gesellschaft, die die Gegenwart schon heute in ihrem Schoss trägt, aufzuzeigen. Der Zweck seiner wissenschaftlichen Arbeit war »das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen«.

Nach Marx' Auffassung kann der Sozialismus nur das Endresultat einer ökonomischen Entwicklung sein, denn er führt an einer Stelle aus:

»Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, dass die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozess ihres Werdens begriffen sind.«¹⁾

Solange also die ökonomische Entwicklung nicht einen gewissen Höhepunkt erreicht hat, ist an eine Beseitigung der bestehenden Gesellschaftsordnung nicht zu denken. Und die Existenzbedingungen der sozialistischen Gesellschaft müssen im Schoß der kapitalistischen Gesellschaft selbst ausgebrütet sein, ehe diese neue Gesellschaftsordnung ins Leben treten kann. Ja, Engels schreibt sogar ausdrücklich:

»Solange eine Produktionsweise sich im aufsteigenden Ast ihrer Entwicklung befindet, so lange jubeln ihr sogar diejenigen entgegen, die bei der ihr entsprechenden Verteilungsweise den kürzeren ziehen . . . Selbst solange diese Produktionsweise die gesellschaftlich normale bleibt, herrscht im ganzen Zufriedenheit mit der Verteilung . . . Erst wenn die fragliche Produktionsweise ein gut Stück ihres absteigenden Asts hinter sich, wenn sie sich halb überlebt hat, wenn die Bedingungen ihres Daseins grossenteils verschwunden sind und ihr Nachfolger bereits an die Tür klopft: erst dann erscheint die immer ungleicher werdende Verteilung als ungerecht.«²⁾

Diese beiden Zitate aus Marx und Engels zeigen auf das prägnanteste, wie sich diese beiden Väter des Marxismus den Werdegang der gesellschaftlichen Entwicklung vorstellten, sie bilden eine zwar knappe, aber zweifellos recht klare Interpretation der Marxschen Theorien. Mit Revolutionen hat diese Anschauung an sich nichts zu tun. Denn dass die menschliche Gesellschaft stehen bleibe, behauptet doch kein Mensch mehr: eine Evolution wird von allen Seiten zugegeben. Und dass eine Gesellschaftsordnung nicht mehr weiter bestehen kann, wenn sie sich »überlebt« hat, ist ganz selbstverständlich. Die materialistische Geschichtsauffassung lehrt aber auch den Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft als einen sehr langen Prozess zu betrachten und sehr nüchtern zu beurteilen. Die Menschen machen zwar ihre Geschichte selbst, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nach freiem Willen sondern nach den vorliegenden ökonomischen Bedingungen. Das ist der Grundgedanke der materialistischen Geschichtsauffassung, nach dem die Vergangenheit so sein musste, wie sie war, und auch die Gegenwart der ehernen Notwendigkeit entspricht. Alles Bestehende ist gerecht. Die Formen der Gesellschaft sind zwar nichts Festes, sie sind beständig im Fluss, aber die Entwicklung vollzieht sich nach bestimmten Gesetzen, sie kann nicht aufgehoben, aber auch nicht nach Belieben gestaltet werden. Die Sklaverei des Altertums, der Feudalismus mit seiner Leibeigenschaft und der Fronarbeit, der Untergang der urwüchsigen Demokratie und die Entstehung des fürstlichen Absolutismus waren in ihrer Zeit so unabweisbare Notwendigkeiten wie es in neuerer Zeit der Kapitalismus mit seiner Ausbeutung wurde. Soweit Vertreter des *Marxismus* versuchten geschichtliche Vorgänge und Zustände vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung zu erklären, haben sie

1) Siehe Marx *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, 2. Auflage /Stuttgart 1903/, pag. XII.

2) Siehe Engels *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft*, 2. Auflage /Zürich 1886/, pag. 140.

uns gezeigt, dass die Vergangenheit so sein musste wie sie war und nicht anders sein konnte. Eine gewaltsame Unterdrückung und Ausbeutung — als allgemeine Erscheinung — kennt die materialistische Geschichtsauffassung nicht. So sagt Engels:

»Die einfache Tatsache, dass die Beherrschten und Ausgebeuteten zu allen Zeiten weit zahlreicher sind als die Herrscher und Ausbeuter, dass also die wirkliche Gewalt bei jenen ruht, reicht allein hin, um die Torheit der ganzen Gewaltstheorie klarzustellen.«³⁾

K. Kautsky weist nach, dass die Entstehung des Feudaladels und der Fronarbeit eine Notwendigkeit war und im Interesse der Bauern lag:

»Um nicht alles zu verlieren, muss er einen Teil preisgeben. Die Arbeit ist auf der Kulturstufe der Zivilisation so weit gelangt in der Regel mehr zu produzieren als der Produzent mit seiner Familie unbedingt bedarf. Dieser Überschuss ermöglicht es dem Bauern sich einen Schützer zu kaufen. Indem die Bauern eine besondere Klasse von Menschen mit Lebensmitteln versehen, indem sie deren Acker bestellen, deren Häuser erbauen und im stand halten usw., ermöglichen sie es dieser Klasse sich ohne wirtschaftliche Schädigung dem Waffenhandwerk hinzugeben . . . Diese Klasse nimmt jetzt dem Bauer die Pflicht des Kriegsdienstes ab und schützt Land und Leute . . . Wie den Kriegsdienst trachtete der Bauer allmählich auch die drückendsten seiner politischen und gerichtlichen Funktionen ändern zu übertragen, welche sie für ihn übernahmen, natürlich nicht ohne entsprechende Gegenleistung.«⁴⁾

So sind Feudaladel und Fronarbeit entstanden: im Interesse der Bauern, als eine Notwendigkeit. Später tritt der fürstliche Absolutismus als eine Naturnotwendigkeit in die Erscheinung.

»Die Vereinigung aller Machtmittel des militärischen und administrativen Apparates in einer Hand, mit anderen Worten: der fürstliche Absolutismus, war eine ökonomische Notwendigkeit für das Zeitalter der Reformation und noch weit darüber hinaus.«⁵⁾

Die gleiche Rechtfertigung erhält die Sklaverei:

»Ohne Sklaverei kein griechischer Staat, keine griechische Kunst und Wissenschaft; ohne Sklaverei kein Römerreich. Ohne die Grundlage des Griechentums und des Römerreichs aber auch kein modernes Europa. Wir sollten nie vergessen, dass unsere ganze ökonomische, politische und intellektuelle Entwicklung einen Zustand zur Voraussetzung hat, in dem die Sklaverei ebenso notwendig wie allgemein anerkannt war. In diesem Sinn sind wir berechtigt zu sagen: Ohne antike Sklaverei kein moderner Sozialismus.«⁶⁾

Nüchterner kann man die geschichtliche Entwicklung nicht beurteilen. Von diesem Standpunkt aus ist auch die kapitalistische Gesellschaftsordnung als eine Notwendigkeit in die Erscheinung getreten. Und ihre Überwindung wird auch erst dann möglich sein, wenn sie die höchste Stufe ihrer Entwicklung überstiegen hat und im Absterben begriffen ist.

Nun sehe man aber einmal, wie wenig die *Marxisten* den Entwicklungsgedanken gelten lassen, wenn es sich um eine Beurteilung der gegenwärtigen Gesellschaftsorganisationen handelt. Karl Marx hat nun freilich nicht nur auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung gestanden sondern auch eine Werttheorie entwickelt, die uns lehrt, dass die kapitalistische Produktionsweise, kraft des ihr innewohnenden Gesetzes der Entwicklung, dazu verurteilt sei ihr eigener Totengräber zu werden und die Vorbedingungen für eine so-

³⁾ Siehe Engels, loc. cit., pag. 171

⁴⁾ Siehe Kautsky *Der Parlamentarismus, die Volksgesetzgebung und die Sozialdemokratie* /Stuttgart 1893/, pag. 11 ff.

⁵⁾ Siehe Kautsky *Thomas More und seine Utopie* /Stuttgart 1890/, pag. 19.

⁶⁾ Siehe Engels, loc. cit., pag. 173.

zialistische Gesellschaft zu schaffen. Das ist — wenn man will — der revolutionäre Teil der Marxschen Lehre. Das Kapital, selbst angehäufter Mehrwert, hat nur den einen Zweck neuen Mehrwert zu hecken; es muss sich also immer selbst vergrössern, muss akkumulieren und dadurch die gesamte Produktion mit der Zeit in wenige Riesenbetriebe konzentrieren, unter Verdrängung der kleinen selbständigen Produzenten, die ins Proletariat geschleudert und Ausbeutungsobjekte des Kapitals werden. Die besitzlose Lohnarbeiterklasse wächst dadurch zu einer riesigen Masse an, der nur wenige Grosskapitalisten gegenüber stehen. Aber auch die »Ausdehnung der Märkte kann nicht Schritt halten mit der Ausdehnung der Produktion.«⁷⁾ In allen Ländern entwickle sich eine kapitalistische Produktion, die fremden Absatzmärkte hören damit auf, der gesamte Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise versage unter dem Druck der von ihr selbst erzeugten Produktivkräfte. Sie könne diese Masse von Produktionsmitteln nicht mehr alle in Kapital verwandeln; sie liegen brach, und eben deshalb müsse auch die industrielle Reservearmee brach liegen: das ist die Krisis in Permanenz. Nun nehme die Gesellschaft Besitz von den wenigen Riesenbetrieben, und da die Produktivkräfte auf höchste entwickelt sind, so dass so viele Produkte erzeugt werden könnten, um »allen Gesellschaftsmitgliedern eine Existenz zu sichern, die nicht nur materiell vollkommen ausreichend ist und von Tag zu Tag reicher wird, sondern die ihnen auch die vollständige freie Ausbildung und Betätigung ihrer körperlichen und geistigen Anlagen garantiert«⁸⁾ so sei eine kapitalistische Produktion mit weiterer Anhäufung von Mehrwert als Kapital auch gar nicht mehr nötig, und es könne eine kommunistische Verteilung aller Produkte stattfinden: Die sozialistische Gesellschaft ist notwendig und möglich geworden. So wird nach Marx und Engels die sozialistische Gesellschaft kommen: wenn die oben angeführten Bedingungen erfüllt sind. Aber wo in der Welt sind denn diese Vorbedingungen heute schon zu finden? Marx und Engels sahen sie allerdings selbst schon vor einem Menschenalter. Der Widerspruch zwischen der nüchternen Wissenschaft des Gelehrten Marx und den illusionären Hoffnungen des Politikers Marx ist eine psychologische Erscheinung, die man bei vielen Gelehrten finden kann. Es gab auch *Darwinisten*, die versuchten aus einem Affen einen Menschen zu machen, wobei sie ganz ausser acht liessen, dass eine solche Entwicklung, wenn sie überhaupt jemals stattfand, sich im Verlaufe von Zehntausenden von Jahren unter besonderen Bedingungen vollzog.

Marx hat auch nur die erste Kindheit des Kapitalismus kennen gelernt, und wenn er sich über den Gang der ferneren Entwicklung und besonders über ihr Tempo täuschte, so ist das ein Schicksal, das er mit den meisten Theoretikern teilt. Aber uns steht nun die Erfahrung eines weiteren Menschenalters zur Seite, und wir haben einen weit grösseren Einblick in das Kräfteverhältnis der kapitalistischen Gesellschaft gewonnen als es Marx je möglich war. Trotzdem sehen wir, dass sich die heutigen *Marristen* in der Beurteilung der heutigen Gesellschaft und in ihrer praktischen Betätigung über die grundlegenden Entwicklungsgesetze hinwegsetzen, die ihr Meister Karl Marx aufgestellt hat.

7) Siehe Engels, loc. cit., pag. 262.

8) Siehe Engels, loc. cit., pag. 270.

Das Tollste leisteten sich die *Marxisten* gelegentlich der russischen Revolution. Nach der Volkszählung von 1897 gab es in Russland zwar 9 156 080 Arbeiter, 6 335 030 Männer und 2 821 050 Frauen, aber von diesen waren nur 2½ Millionen Fabrik- und Bergarbeiter, die anderen gehörten dem Handwerk und sonstigem Kleinbetrieb oder der Hausindustrie an, und selbst die Fabrikarbeiter, die zum grössten Teil noch auf einer sehr niedrigen kulturellen Stufe stehen und mit dem westeuropäischen Proletariat nicht in eine Reihe gestellt werden können, haben ihren bäuerlichen Charakter zu einem grossen Teil noch nicht abgelegt, ihre Verbindung mit dem Lande noch nicht gelöst. Dieser geringen Zahl von Arbeitern und noch geringeren von Bourgeois und Intellektuellen steht eine 80 Millionen Köpfe zählende bäuerliche Bevölkerung gegenüber. Sie lebt zum Teil noch in halbbarbarischen Zuständen, benutzt fast durchweg die rückständigste Produktionsweise und steht auf einer sehr niederen Kulturstufe, so dass vom marxistischen Standpunkt aus Russlands ökonomische Struktur vielleicht mehr Ähnlichkeit mit der Deutschlands zur Zeit der Reformation hat — für die Kautsky den Absolutismus für eine Notwendigkeit erklärte — als mit der eines kapitalistisch hochentwickelten Landes, wie etwa England. Trotz dieser offenkundigen Sachlage schloss K. Kautsky seinen Artikel in einer illustrierten Revolutionsflugschrift, die der *Vorwärtsverlag* herausgab: »Was sie [die russische Revolution] zu eröffnen verspricht, ist . . . eine Ära europäischer Revolutionen, die mit der Diktatur des Proletariats endigen werden, mit der Anbahnung der sozialistischen Gesellschaft.«

Und ebenfalls darin schrieb Rosa Luxemburg:

»Mit der russischen Revolution geraten wir bereits in die Übergangsperiode von der kapitalistischen zur sozialistischen Gesellschaft.«

Mit der sozialistischen Gesellschaft ist es ja nun nichts geworden, aber die russische Revolution hat das erreicht, was sie nach Marxscher Auffassung, entsprechend dem ökonomischen Zustand des Landes, erreichen konnte, und wer sich seine Denkweise zu eigen gemacht und so die Revolution verfolgt hatte, konnte gar keinen anderen Ausgang erwarten. In der Vorrede seines Fourrierbuches schreibt Bebel sehr richtig:

»Scheinbar ist bis jetzt jeder Revolution eine Reaktion gefolgt, in Wahrheit wurde die Bewegung stets auf ihren natürlichen Schwer- und Ruhepunkt zurückgeführt, weil sie darüber hinaus ging.«

So sei es auch 1848 und 1849 in Deutschland gewesen:

»Die Bewegung hat erreicht, was sie nach ihrem wahren inneren Gehalt erreichen konnte.«⁹⁾

Ganz das selbe trifft aber auch nun auf Russland zu. Der russischen Revolution ist auch keine Ära europäischer Revolutionen gefolgt, wohl aber eine grosse Wahniederlage der Sozialdemokratie in Deutschland. Trotzdem soll Deutschland am Vorabend der grossen Revolution stehen, die zur Diktatur des Proletariats und zur Anbahnung der sozialistischen Gesellschaft führen werde. Die Ergebnisse der jüngsten Berufszählung geben ja nun wieder ein Bild davon, wie die Entwicklung vor sich geht.¹⁰⁾ In Preussen kamen die Statistiker zu dem jedermann selbstverständlichen Resultat, eine »Entwicklung der Gewerbe zum Grossbetriebe sei unverkennbar«. Während die sogenannten *Alleinbetriebe* zurückgegangen sind, haben sich die Betriebe mit Hilfspersonen

⁹⁾ Siehe Bebel *Charles Fourier* (Stuttgart 1890), pag. 8.

¹⁰⁾ Siehe Bernstein *in Deutschlands soziale Gliederung* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 285 ff.

und Motorenbetriebe beträchtlich vermehrt. Kann man in anbetracht dieser Tatsache von einer Abwärtsbewegung der kapitalistischen Produktionsweise reden? Ist das nicht vielmehr immer noch eine Aufwärtsentwicklung, ein Blühen und Gedeihen, ein Erstarcken der kapitalistischen Produktionsweise? Und wo ist in Deutschland das Bild höchster Konzentration? In der Landwirtschaft, im Handel und Verkehr ist seit 1882 eine wesentliche Zunahme der Betriebe zu verzeichnen, eine Konzentration der Betriebe findet in der Landwirtschaft überhaupt nicht, im Handel nur mässig statt. In der Industrie haben die Betriebe allerdings abgenommen, eine Konzentration ist hier zu verzeichnen, aber immerhin sind hier noch rund 2 Millionen Betriebe vorhanden. Wenn die Entwicklung in dem selben Tempo so weiter geht, dann kann frühestens in 100 Jahren etwa in der Industrie die Konzentration so durchgeführt sein, dass sie ihre höchste Stufe erreicht hat. Nun ist allerdings auch die Zahl der Arbeiter in der Industrie von 5 955 711 auf 8 593 125 gestiegen. Aber was will das besagen? In der Landwirtschaft waren 1907 noch 7 283 471, im Handel und Verkehr 1 959 525 und als häusliche Diensthilfen 1 274 861 Personen tätig. Diese leben jedoch zumeist unter Verhältnissen, die sie sehr wenig geneigt machen sich der sozialistischen Bewegung anzuschliessen, auch wenn sie im wahren Sinn des Wortes Proletarier sind. Und noch lange nicht alle Industriearbeiter sind für die sozialistische Sache gewonnen, drei Viertel der Bevölkerung steht — wie das Ergebnis der letzten Reichstagswahl zeigte — unseren Bestrebungen feindlich gegenüber. Damit, dass man die Angestellten *Stehkragenproletarier* nennt und von der Unaufgeklärtheit der Massen spricht, erklärt man gar nichts. Die sozialistischen Ideen sind bereits in alle Kreise gedrungen und finden in ihnen täglich Eingang. Wenn sie noch nicht überall auf fruchtbaren Boden fallen, so müssten die *Marxisten* die Erklärung für diesen Umstand in dem Marxschen Lehrsatz finden, dass nicht das Bewusstsein der Menschen ihr Sein sondern das Sein ihr Bewusstsein bestimmt, und dann kämen sie zu dem gleichen Ergebnis wie Engels, dass »solange eine Produktionsweise sich im aufsteigenden Ast ihrer Entwicklung befindet«, ihr sogar diejenigen zujubeln, »die bei der ihr entsprechenden Verteilungsweise den kürzeren ziehen«. Davon, dass der Kapitalismus sich bereits *überlebt* hat, kann also keine Rede sein. In anbetracht der ganz gewaltigen Zunahme des Exports kann man aber auch nicht davon reden, dass die Ausdehnung der Märkte mit der der Produktion nicht Schritt gehalten hat. In Südamerika, in Afrika, in Asien entstehen zurzeit so ungeheuer grosse neue Absatzgebiete, dass in den nächsten Generationen ein Aufhören des ausländischen Markts nicht zu erwarten ist. Die kapitalistische Produktionsweise wird sich also noch lange Zeit in aufsteigender Richtung bewegen, und deshalb ist es — ganz nach Marxscher Anschauung — sinnlose Utopisterei eine grosse Entwicklungspause überspringen und eine sozialistische Gesellschaft durch eine Revolution *einführen* zu wollen, obwohl die ökonomischen Vorbedingungen dazu noch nicht gegeben sind.

Zeigt uns die Entwicklungslehre, dass die kapitalistische Produktionsweise noch lange nicht abgewirtschaftet hat, dass die Vorbedingungen der kapitalistischen Produktion noch nicht verschwunden sind, so sehen wir aber auch ferner, dass die *Produktivkraft* der Gesellschaft noch gar nicht den Höhepunkt erreicht hat, der nötig ist, um ausschliesslich sozialistisch — und nicht kapitalistisch —

zu produzieren und allen Gliedern der Gesellschaft eine Existenz zu sichern, wie sie von einer sozialistischen Gesellschaft erwartet werden muss. Wenn vor hundert oder zweihundert Jahren eine kommunistische Gesellschaft — nach der Marx'schen Lehre — ein Unding war, so auch deshalb, weil die Produktionsweise zu primitiv war, um für alle Gesellschaftsmitglieder eine grössere Quantität Gebrauchswerte zu erzeugen. Eine kommunistische Gesellschaft hätte damals nur bedeutet, dass alle gleich arm gewesen wären. Erst die kapitalistische Produktion mit ihrer ungeheuren und ständig zunehmenden Anhäufung von Mehrwert und dessen Umwandlung in Kapital — der Akkumulation — konnte jene grosse Produktivität erzeugen, durch die es ermöglicht wird allen Gliedern der Gesellschaft eine bessere Existenz zu sichern. Inwieweit dies bisher erreicht wurde, zeigen die nachfolgenden Schätzungen. Es betrug das Durchschnittseinkommen einer Person in Deutschland im Jahre 1840 241 Mark, 1870 372 Mark, 1895 506 Mark, 1900 650 Mark.¹¹⁾ Diese Zahlen sind zwar nicht einwandfrei, denn in ihnen steckt auch die zur Akkumulation verwendete Summe, aber sie zeigen doch, wie die Produktivkraft gestiegen ist, und dass auch die Summe der Werte, die heute erzeugt werden können, noch nicht besonders hoch ist. Die Produktivität muss aber so hoch gesteigert werden, dass auf jedes Mitglied der Gesellschaft viele Werte entfallen, wenn einem jeden eine reichliche Existenz gesichert werden soll. Nach der *Vergleichenden Übersicht über die Ergebnisse der Veranlagung zur Einkommensteuer für 1907 und 1908*, haben im Jahre 1908 in Preussen die 36 Millionen Einwohner ein Einkommen von 18 300 Millionen gehabt, das wären pro Kopf 480 Mark. Da im Jahre 1908 das steuerpflichtige Vermögen in Preussen um rund 9 Milliarden zunahm, so würde, wenn man diese Summe als die Akkumulation für das in betracht kommende Jahr gelten lassen wollte, nur ein verbrauchtes Einkommen von 9300 Millionen verbleiben, pro Kopf 258 Mark. Das stimmt aus verschiedenen Umständen nicht, aber wenn man auch nur die Hälfte, $4\frac{1}{2}$ Milliarden, als Akkumulation annimmt, verbleibt nur ein verbrauchtes Einkommen von 355 Mark, und bei 3 Milliarden der Akkumulation auch nur von 400 Mark pro Kopf. Auf Genauigkeit können natürlich auch diese Zahlen keinen Anspruch machen, aber sie zeigen immerhin, dass die Summe von Werten, die bei dem heutigen Stand der Produktion erzeugt werden können, noch keineswegs besonders hoch ist. Mehr als da ist, kann aber auch keine sozialistische Gesellschaft an ihre Mitglieder verteilen, und eine sofortige Übernahme der gesamten Produktion durch die Gesellschaft — vorausgesetzt natürlich, es wäre ebenso möglich wie es unmöglich ist — würde heute nur zu einer allgemeinen Enttäuschung führen. Steigern kann man aber die Produktivkraft auch unter sozialistischer Leitung nur, indem man bessere Produktionseinrichtungen, Maschinenarbeit an Stelle von Handarbeit usw. schafft. Da diese neuen Einrichtungen aber nicht vom Himmel fallen sondern, wie wir aus der Marx'schen Werttheorie wissen, erst durch Arbeit erzeugt werden müssen, stellen sie eine Anhäufung von Werten (*Mehrwert*), also eine Akkumulation dar. Ohne Akkumulation gibt es überhaupt keine Weiterentwicklung der Produktion. Sollte diese Akkumulation unter gesellschaftlicher Leitung grösser sein als sie es jetzt ist, dann könnten noch weniger Werte an die einzelnen Gesellschaftsmitglieder verteilt werden: und das Einkommen wäre dann noch geringer als jetzt.

¹¹⁾ Siehe Sombart *Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert* /Berlin 1903/, pag. 459.

ten stand, wächst wieder der Urwald. Und wir sind so weise wie zuvor, alle Grenzen sind wieder verwischt, alle Etiketten sind zertrümmert.

Stendhal, der andere Empörer, war kein Literaturrevolutionär; er stand ausserhalb der Literatur, vielleicht hielt er sich über der Literatur und hätte sich als *Dichter* möglicherweise ein wenig verachtet. Er ist der Kuriositätenspezialist grössten Stils, die letzte Vollendung des Latinismus des 18. Jahrhunderts. Ein Geist, der trocken war und das Leben flink wie mit einem feingeschliffenen Rasiermesser zustutzte, damit keine Schönheit ihn in seinen chirurgischen Experimenten stören sollte. Er brachte neue Erkenntnisse, aber keine neuen Visionen. Er ist ein Gehilfe, und nur selten ein Schöpfer; so wurde er ein Faktor in der Literaturgeschichte, aber kein Faktor in der Entwicklung der Wortkunst, der eigentlichen Dichtung. Balzac war ein Dichter, ein Nurdichter; deshalb gehen von seiner Erscheinung und von seiner Kraft neue Komplikationen aus, und es stellt sich eine Reihe neuer Probleme, die ohne die entscheidende Manifestation seiner Grössen und seiner Schwächen uns kaum je beängstigt hätten. Deshalb ist er bei aller intellektuellen Verwandtschaft mit Stendhal ein viel aparteres Phänomen für die, denen nur die Dichtung oder sie in allererster Linie am Herzen liegt.

Bei Balzac war rein kulturell — besser noch ethisch-menschlich — das Neue, was er geben konnte, von dem, was bei Stendhal neu ist, recht wenig verschieden. Sie sind die grossen Verkünder und Betätiger eines hier gezüchteten, dort naiven Amoralismus, der schliesslich in der Bewunderung der brutalen Kraft ausmündet. Nur war bei Balzac diese Energiepredigt der Ausfluss von Überreizung, während sie bei Stendhal nicht nur inneres sondern auch äusseres Erlebnis war. Bei Balzac ist sie demnach nicht wesentlich, man kann sogar der Meinung sein, sie spiele in der Äusserung seiner Persönlichkeit eine untergeordnete Rolle. Bei Stendhal ist der Egotismus und Napoléonismus mehr als gelegentliche Doktrin, er ist wesentlich. Balzac gab niemals eine Autobiographie, Stendhals *Rouge et Noir* ist den Idealen nach ganz und gar autobiographisch. Neben dieser Gemeinsamkeit ethischer Ideale besteht für die Koordination der Namen Balzac und Stendhal ein rein ästhetisch-literarhistorischer Grund. Diese beiden gaben der französischen Literatur ihre ersten grossen Romankompositionen. Vor ihnen gab es Romanimprovisationen wie Rousseaus *Nouvelle Héloïse*, biographisch-epische Sittenbilder wie Lesages *Gil Blas*, Monographien einer Leidenschaft wie die *Manon Lescaut* des Abbé Prévost und andere mehr; aber es gab keine Romankompositionen, die gleichzeitig ein Lebens- und Zeitbild sind, indem sie einem speziell in der betreffenden Zeit wurzelnden Menschenschicksal durch die starke, konsequente Entwicklung von Anlagen, Zufällen und Milieu den Wert und die Intensität abgewinnen, die es zu einem typischen macht. Diese Lösung blieb Stendhal und Balzac vorbehalten.

Um Balzacs ausserordentlich starke Wirkungen zu erklären, muss man zuerst an seine Erzählerbegabung und dann an seine grosszügige Charakterisierungskunst denken. Balzac gehört als reiner Erzähler, als Darsteller verschlungener Begebenheiten in die selbe Kategorie wie Dumas der Ältere. So gross auch sonst die Distanz zwischen diesen beiden ist, in der Erfindung abenteuerlicher Geschehnisse, in der Geschicklichkeit Spannung zu erregen und im Leser Illusionen zu erzeugen handhaben sie die selben Mittel, und stehen sie auf

dem gleichen Niveau. Bei Dumas nur hatte diese Erzählervirtuosität ihren Zweck in sich, Dumas wollte nur spannen und reizen, und eine Geschichte wie der *Graf von Monte Christo* ist geniale Unterhaltungslektüre, aber auch weiter gar nichts als Unterhaltungslektüre. Bei Balzac ist die Spannung und die Häufung und Entwirrung von seltsamen Begebenheiten nur Mittel zum Zweck. Nicht, dass er an der Erfindung verwickelter Handlungen keine Freude gehabt hätte oder nicht im Leser Freude daran hätte wecken wollen; dazu war Balzac viel zu sehr Phantasiemensch, und die Ausgeburten seiner fieberhaft arbeitenden, manchmal mangelhaft kontrollierten Einbildungskraft sind Wollustträume einer sich selbst geniessenden Natur. Das Primäre bei ihm ist jedoch nicht die Handlung, ist irgend ein Charakter oder irgend eine verurteilte Leidenschaft, öfters auch der Kampf eines einzelnen gegen alle. Er ist der grosse Charakteristiker und von allen sicher der umfassendste. Er war dem Prinzip nach der Allumfasser; seine *Comédie Humaine* sollte keine Beschränkungen kennen; er wollte in ihr und durch sie seinen Zeitgenossen und Nachfahren die eigentümliche Rundung, die vielfältigen Kräfte und zahlreichen Persönlichkeiten seiner Epoche glühend einsuggerieren. Vor seinem grossen Blick schwand das einzelne Problem, schrumpfte es zu äusserster Kleinheit zusammen; Balzac stand sehr hoch, und als er anfang, sah er nicht die kleinen Hügel, denn in sein Auge fielen nur die hohen Berge und die tiefen Täler. Nach und nach kam er dann in die Einzelheiten hinein. Und so sehr er alles auf Doktrinen und Moralen, auf Ergebnisse und Wahrheiten beziehen wollte, wenn er einem von ihm konzipierten Menschen, sei es nun Rastignac oder Rubempré, Vautrin oder Chabert gegenüber sass, schwand alles Begehren nach Abstraktem. Dann wühlte er sich nicht nur mit dem Kopf, nein mit allen Sinnen in diese erlebten Menschen hinein, und er ruhte nicht, bis sie mit ihrem spezifischen Geruch und mit der Atmosphäre ihrer Vergangenheit und Gegenwart aus dem Buch, das er eben schrieb, seinen Lesern entgegenschritten. Balzacs Synthetikerträume waren insofern Unsinn als er zu einer geordneten Weltanschauung zu viel Chaos und zu viel Naivetät in sich trug. Andererseits waren sie Natur, grosse Natur, da das rasende Tempo dieser Phantasie mit zehn, mit zwanzig Problemen, Menschen, Typen und Gesellschaftsklassen nicht genug hatte, da es alles unter sich begrub, um alles zu erringen. Seine Dichterindividualität war wie die Kriegerindividualität Napoléons auf nichts Geringeres als auf die Eroberung der ganzen Welt gerichtet, weil seine starke Natur keine Schwächen spürte und spüren konnte. Das alles war in ihm das spezifisch Neue, und gerade das erweckte das Staunen seiner Zeitgenossen. Dieses Staunen war so gross, dass es eine Zeitlang schien, als sei man gegen diese herrliche Kraft gerichtet. Der Romandichter des Tages war damals George Sand. Sie verdiente es ja, aber man hat heute zu ihr Distanz gewonnen, viel Distanz, und man denkt nicht nur anders über den Wert ihrer eigenen Produktion, man hat auch umgelernt über ihren Einfluss. In Hinsicht auf die brutale Kraft Balzacs war dieser ein grosses schädliches, retardierendes Moment. Und was musste er tun, in dieser Zeit einer unvergorenen Romantik? Aus einer Spekulation stürzt er in die andere; sein Haupt war eine Arena, in der die Ziffern sich tummelten und stritten, in der ganze Ziffernreihen einander totschiessen. Diese fieberhafte Jagd nach Geld, die bei ihm auch nach und nach der Antrieb zu einer gigantischen Produktion wurde, ist ein so neues Moment, dass man von diesem Dichterfinanzier mit Recht mehr

Härte und mehr materielles Leben erwarten konnte. Sein Wortschatz ist ein ganz anderer als der vor ihm, Stendhal eingeschlossen. Als früherer Notar- und Advokatenschreiber hatte er Gelegenheit das Getriebe eines Kontors und einer Amtsstube zu studieren; diese unfreiwillige Lage hat er für seine Dichtung wunderbar ausgenutzt. Manche seiner Bücher, so *Das Haus Nucingen*, scheinen auf den ersten Blick nichts anderes zu sein als sentimental und romanhaft eingekleidete finanzielle Berechnungen. Und wer war mehr dazu berufen im *César Birotteau* die Geschichte eines Aufstiegs und eines Bankerotts zu schreiben als dieser stets von den Gläubigern gehetzte unglückliche Unternehmer? Ein kluger Literaturhistoriker hat mit Recht bemerkt, dass Balzac das Zentrum der Romandichtung verrückte; nicht mehr die Liebe sondern das Geld ist bei ihm der treibende Grund, und was man auch sagen mag, *Modeste Mignon* ist eine Kleinigkeit, und *Le Lys dans la Vallée* ist eine Verirrung neben Roman-kompositionen wie *Eugénie Grandet* und *César Birotteau*.

Es ist verwunderlich, wenn dieser aus eigener trauriger Erfahrung geschöpfte Respekt vor dem Geld nicht in einen Tanz ums goldene Kalb ausartete. Balzac bleibt hingegen ein starrer Traditionalist, er fällt ins andere Extrem, und feierlich verkündet er:

»Ich schreibe beim Lichte zweier ewiger Wahrheiten: der Religion und der Monarchie; zweier Notwendigkeiten, die die zeitgenössischen Ereignisse verkünden und zu denen jeder verständige Schriftsteller unser Land zurückzuführen versuchen muss.«

Dieser konservative Furor erscheint in anderem Licht, wenn man ihn aus der ganzen Mentalität Balzacs heraus zu begreifen sucht. Ihm ist das geschehen, was bei leidenschaftlichen und vielseitig interessierten Cholerikernaturen wohl vorkommt: Aus Angst in der Vielfältigkeit und Gegensätzlichkeit der Strebungen kein natürliches Zentrum zu gewinnen hat er sich ein künstliches Zentrum zurecht gemacht. Im Anschluss an die konservativen Mächte glaubte er für alle die qualenden Probleme eine deutliche und bequeme Lösung zu finden; er drängte sich selbst, das heisst seinem besseren modernen Menschen diese Lösung auf. Aber er kann nicht verhindern, dass eine ganz andere Weltanschauung aus seinen Romanen in die Geister überfließt. Und zwar ist das eine revolutionäre und keine konservative Weltanschauung: Es ist der Glaube an das Leben als Bewegung und Kraftmanifestation, der Kultus der Leidenschaft und des souveränen Ich. Was er daneben philosophiert, wirkt wie aufgeklebt und konnte höchstens im Stande sein ihn, den naivsten unter den ganz grossen Dichtern, zu düpiieren. Die Disharmonie, in der die katholisch-monarchischen Ansichten und das reale Leben bei Balzac stehen, hat vor zehn Jahren Jean Méria in dieser Zeitschrift mit durchaus zutreffenden Worten ausgedrückt. Er schrieb:

»O ja, Balzac war royalistisch und Hierikal. Aber sein Genie überflügelt seine Ansichten. Balzac lebt in einer Hölle von Schulden und Schuldscheinen. Er kennt ganz genau aus eigener Erfahrung, welche unselige Macht das Geld hat. Um Geld zu erlangen, leiden die einen, entehren sich die anderen. Balzac mit seinen aristokratischen Instinkten wollte sich der unbeugsamen Macht des Geldes nicht ergeben, er war sich ihrer bewusst, und diese Empfindung drängt sich dann mächtig hervor und ergiesst sich über alle seine Werke, indem sie ihnen zugleich eine besondere Verve verleiht. Hätte Balzac in seinem äusseren Leben immer über Millionen verfügen können, so wäre er wohl bei den halb mystischen Erzählungen wie *Séraphita* stehen geblieben. Es war aber nicht so, im Gegenteil standen die politischen und sozialen Wünsche Balzacs in beständigem Konflikt mit den Sorgen

ums tägliche Brot. Die Revolutionäre vergessen das nicht, und sollten sie jemals einem Gott danken, an den sie nicht glauben, so werden sie es dafür tun, dass er Balzac zum Sklaven seiner Gläubiger gemacht.¹⁾

Die Reaktionsäre seiner Epoche liessen sich dementsprechend durch die Versicherungen Balzacs nicht täuschen; sie spürten den Pferdefuss, und aus seinen Werken raste ihnen der Sturm der neuen Zeit entgegen. Die Besten aber seiner Zeit standen seinem Glaubensbekenntnis ebenso skeptisch gegenüber, und Victor Hugo gab diesem Skeptizismus Ausdruck, indem er über die *Comédie Humaine* schrieb:

„Ohne sein Wissen, ob er nun wollte oder nicht, ob er mir zustimmt oder nicht, der Verfasser dieses Werkes ist einer von denen, die zu dem starken Geschlecht der Revolutionäre gehören. Balzac geht direkt auf sein Ziel los, er greift die moderne Gesellschaft an, Mann für Mann, jedem entreisst er etwas, dem einen die Illusionen, dem andern die Hoffnung, diesem entlockt er einen Schrei, jenem reißt er die Maske vom Gesicht. Er durchwühlt das Laster und seziert die Leidenschaft, er sondiert den Menschen und höhlt ihn aus, die Seele, das Herz, die Eingeweide, das Gehirn und den Abgrund, den jeder in sich trägt.“

Wenn wir die bis dahin angedeuteten und entwickelten Wesenszüge des Balzacschen Talents zusammenfassen, so erscheint dem Auge auf den ersten Blick das Bild eines Realisten, der die zahllosen zentrifugalen Einzelheiten mit grossen Schwierigkeiten, aber selbstherrlicher Kraft zusammenschloss: Die sogenannte *Aussenwelt* erscheint uns in seinem Schaffen das Primäre. Und doch ist dem nicht so. Das Primäre in Balzac ist sein Ich, seine eigenartige Vision der Dinge, die spezifische Intensität und Färbung seines Traums vom Leben. Damit wird er nicht in die Reihe der ICHKünstler der Romantik, Nachromantik und Pseudoromantik gestellt. Von ihnen unterscheidet seine Kunst sich dadurch, dass er alle seine Strebungen und Träume objektiviert, souverän konkret darstellt, dass nichts in ihm zerfliesst, und keine billige Lyrik da einsetzt, wo die epische Schöpferkraft versagt. Wie er seinem regen und widerspruchsvollen Intellekt durch seine religiösen und politisch-monarchischen Ideen ein Zentrum gab, so hielt er durch die Einheit seines Traums, seiner Vision die von ihm erfassten realen Dinge des Lebens zusammen. So schuf er sich selbst das geistige Band und gab den banalsten Einzelheiten gewaltige Hintergründe, die dämonischen Hintergründe seiner Persönlichkeit. In seinen Werken stehen Traum und Realität nicht unvermittelt neben einander; sie schneiden sich stets, und da, wo sie sich am stärksten schneiden, haben wir auch den stärksten Eindruck. Schon seine Art zu arbeiten verbürgt mir, dass ich hiermit richtig gesehen habe. Gewiss war er in allen Dingen, mit denen er sich beschäftigten musste, ausgiebig und beinahe wissenschaftlich dokumentiert. Aber die Verwertung dieser reichen Anschauung, die Konzeption und Ausführung seiner Pläne geschah völlig traumhaft.

Mit diesen Erörterungen rührt man vielleicht an das Zentralproblem des Künstlers. Man behauptete in der allerletzten Zeit zu gern, der Dichter müsse alles erlebt haben, was er gestalte. Es war Balzac ebenso wie Shakespeare fast materiell unmöglich alles zu erleben, was seinem Schaffen als psychologische Grundlage dient. Und vielen, die kleiner sind als sie, ergeht's nicht besser. Der Künstler muss vor allem Einfühlungsfähigkeit haben; dann kann er auch Zustände gestalten, durch die er nicht direkt hindurchging. Diese Einfühlungsfähigkeit hatte Balzac im höchsten Grade: „diese Funktion, mitten in da-

¹⁾ Siehe Méliä Balzac, *der Revolutionär* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1892, pag. 402.

Leben des Menschen hineinzugreifen, das gleiche mit dem gleichen zu heilen, die Wirklichkeit mit einer erhöhten dämonischen Wirklichkeit zu besiegen, nennt sie Hugo von Hofmannsthal in seiner Vorrede.

Also Balzacs Phantasie ist das Primäre in der Genesis seiner Werke: Sie schafft die eigentlichen dichterischen Werte und sie umtost uns so, wenn wir in dem Bann dieser halluzinatorisch wirkenden Romankompositionen stehen, dass wir leidenschaftlich, mit zitternden Pulsen lesen, als ob es sich um unser eigenes Dasein, um unsere eigenen Leiden und Freuden handelte. Aber andere Werte liegen noch in Balzacs Lebensschöpfung. Von den sozialen Wirkungen, die von ihr ausgingen, will ich einstweilen noch nicht reden. Aber der dokumentarische Wert der Balzacschen Zeitromane ist nicht weniger stark und auffällig. Der konnte nicht von der Phantasie erzeugt werden; da gehörten der ungeheure Fleiss in der Beobachtung, die Regsamkeit und der Spürsinn wie auch die synthetische Kraft dieses Kulturpsychologen dazu. Es ist dies die nahezu wissenschaftliche Seite des Balzacschen Werks. Nichts Geringeres unternahm er als die *Comédie Humaine*, die Darstellung von den Verzerrungen und der wiedergewonnenen Einheit des Lebens, zu deren Studium seine bewegte Zeit ihm ein wunderbar reiches Material an die Hand gab. Es klingt gespreizt präntiös, was er in der interessanten Vorrede zur *Comédie Humaine* schreibt, aber es hat heute Wahrheitswert:

»Wenn ich die Inventur der Laster und Tugenden aufnahm, wenn ich die hauptsächlichsten Daten der Leidenschaften sammelte, wenn ich die Charaktere schilderte, wenn ich die wichtigsten Ereignisse des sozialen Lebens auswählte, wenn ich durch die Vereinigung der Züge vieler gleichartiger Charaktere Typen schuf, so konnte es mir vielleicht gelingen die von so vielen Historikern übersehene Geschichte zu schreiben: die der Sitten. Mit viel Geduld und grossem Mut konnte ich über das Frankreich des 19. Jahrhunderts jenes Buch zu stande bringen, nach dem wir alle uns sehnen, das uns Rom, Athen, Tyrus, Memphis, Persien und Indien unglücklicher Weise über ihre Zivilisationen nicht hinterlassen haben.«

Wer wollte nach solchen Zeugnissen und in anbetracht der ganzen Anlage des Balzacschen Werks das wissenschaftliche Interesse leugnen, das ihn neben dem künstlerischen beseelte? Daher kommt es auch, dass nicht nur seine eigentlichen Geschichtsromane sondern auch seine anderswohin, auf das pulsende Leben gerichteten Zeitromane heute wertvolle historische Romane sind. Es ist nebensächlich, ob er dabei für Walter Scott geschwärmt hat, und ob er, wie Brumetiére es wahr haben will, bewusst in der Technik Walter Scotts arbeitete. Die Hauptsache ist nicht diese oder jene Manier; ausschlaggebend ist meines Erachtens zunächst die historische Treue. Diese Treue fiel ihm nicht schwer, da er seine Zeit und die unmittelbar vergangene Zeit, mit der er sich beschäftigte, und das ist die Napoléonische, leidenschaftlich in ihren gesamten Manifestationen liebte. Daneben brachte er den nötigen historischen Sinn mit, das heisst die Fähigkeit alle Erscheinungen gleichzeitig als Folge vorhergehender und als Ausgangspunkt nachfolgender zu sehen und zu beschreiben. Ihm gelang demnach auch das, was man die Atmosphäre einer Zeit nennt, und was mehr ist als blosse Registrierung und suggestive Beschreibung; er sah nicht nur Äusserlichkeiten, er sah die Seele der Dinge so wie er die eigentümlichen, manchmal freilich stark vereinfachten Seelen seiner Menschen sah. Das war es besonders, was Taine so an ihm gefiel und was diesen trockenen gesetzten Psychologen zu dem schönen Balzachymnus begeisterte.

Diese historischen Werte könnten uns heute schliesslich gleichgültig sein. So starkes Interesse wir auch gerade dieser Epoche entgegenbringen, wir haben Besseres zu tun als uns an vergangenen Welten und Kulturen zu laben. Mehr aber zählt das Ideal Balzac. In ihm haben wir das Muster des epischen Sittenhistorikers, und da wir, wie alle besseren Menschen, an unsere Zeit glauben, wünschen wir ihr einen solchen Meister, der die späteren Generationen über unsere Kraft, unsere Art und unsere Seelenqualitäten belehrt. In dieser Hinsicht wird sogar Zola von dem älteren Bruder in den Hintergrund gedrängt.

Überblickt man diese Reihe von ästhetischen und kulturellen Werten, so wundert es einen nicht mehr, wenn Balzac trotz seiner Schwächen durchgedrungen ist, und wenn wir ihn mit seinen Schwächen, nicht gerade Liretwegen, aber doch auch, weil wir in ihnen die Kehrseiten seiner ganzen Stärke sehen, als einen der wunderbarsten Dichter des 19. Jahrhunderts betrachten. Und seine Schwächen sind dermassen ausgeprägt, dass die ganze Dynamik dieser Dichtkraft dazu gehört sie in den Hintergrund des ästhetischen Erlebens zu drängen. Da ist zuerst seine unleidliche Ideologie und seine Aufdringlichkeit bei jeder, auch der unpassendsten Gelegenheit Philosoph zu sein. So stark seine psychologische Dialektik ist, so schwach ist er als spekulative Intelligenz. Mit haarsträubender Selbstverständlichkeit häuft er Seiten hindurch Gemeinplätze auf Gemeinplätze, und das mit einer Phraseologie, mit einem Schwulst und einer Wichtigtuerei, dass einem übel wird. Der kluge Leser überschlägt ganz ruhig diese Seiten, um sich ganz und gar der Gestaltungskunst dieses unterjochenden Erzählers und schwachen Denkers hinzugeben. Die Sucht zu philosophieren wirkt relativ harmlos, wenn, wie im *Père Goriot* oder in der *Eugénie Grandet*, die *philosophischen* Ausführungen unorganische Zutaten sind. Aber manchmal stehen sie im Mittelpunkt der Handlung und verderben, wie zum Beispiel im *Landarzt*, die schönsten Wirkungen. So vermag ich auch seine vielbewunderte *Physiologie der Ehe* nicht so hoch einzuschätzen wie manche Kritiker, und besonders deutsche Kritiker, dies tun; sie ist nur anregend und wertvoll in den erzählenden Partien und stellt sich so ganz anders dar als Stendhals Meisterbuch *Von der Liebe*, das in den philosophischen und psychologischen Partien am stärksten und in den erzählenden viel schwächer ist.

Ein zweiter Vorwurf, den man diesem genialen Erzähler gemacht hat und mit einiger Zurückhaltung auch machen muss, ist der, dass er schlecht schreibt, dass er als Stilist bei weitem hinter viel schwächeren Gestaltern und Charakteristikern zurücksteht. In der offiziellen französischen Literaturkritik ist die Auffassung von dem Stilunvermögen Balzacs gang und gäbe. Nur vergisst man bei diesen Ausführungen mancherlei und stellt sich meist, und zwar ohne es zu wissen, auf einen Standpunkt, der zum mindesten einseitig ist. Man beurteilt Balzacs Sprachbehandlung nämlich vom Boden eines bestimmten Sprachideals aus, das indessen für viele ausserordentlich wertvolle dichterische Leistungen des 19. Jahrhunderts unzulänglich ist. Es ist das Sprachideal des 18. Jahrhunderts, wie es in der Prosa hauptsächlich von Voltaire geschaffen wurde, und das durch stilistische Genies wie Anatole France, Henri de Régnier und Rémy de Gourmont modernisiert ward. Daneben gibt es Strömungen, die auch Berechtigung haben, und eine solche ist die, die von Balzac ausgeht. Balzac ist Charakteristiker um jeden Preis und lässt Detailschönheiten fallen, wenn er auf andere Art seine Charaktere besser ausprägen kann. Ein Teil des

Vorwurfs trifft trotz allem zu: Er ist zu flüchtig, er hat zu hastig gearbeitet und entbehrt jener hochgradigen künstlerischen Gewissenhaftigkeit, wie sie uns in Flaubert und zum Teil auch in Guy de Maupassant entgegentritt. Manchmal hätte er auch scharf genug charakterisieren können, ohne der Sprache Gewalt anzutun; und wenn er sich zum Ausfeilen seiner Arbeiten keine Zeit nahm, verdient das eine scharfe Rüge. Denn wie viel grösser wäre Balzac, wenn er in Hinsicht auf sprachliche Kultur an die Seite des viel weniger universalen Flaubert gesetzt werden könnte. Fasst man das Wort *Stil* weiter als im Sinn von suggestiver abgeklärter Sprache, so ist Balzac trotzdem ein Stilist; er ist nur Stilist auf seine Art. Die Interieurs, die er beschreibt, die Landschaften, Städte und Dörfer leben wirklich vor uns auf. Nur will er zu genau sein und wirkt durch diese übergrösse Genauigkeit ermüdend und verwirrend. Die einzelnen Striche und Farben verschwimmen zu sehr vor unseren Augen; die letzte Arbeit, die der sprachlichen Synthese, bleibt er uns schuldig. Daneben entwickelt er eine bewunderungswürdige, noch heutzutage imponierende Meisterschaft im Dialog. Manchmal karikaturisiert er, um die Eigenart seiner Personen einzuprägen; aber im grossen ganzen ist dieser im besten Sinn dramatische Dialog Balzacs von hinreissender Gewalt. Für die Stellen freilich, wo er seinen Personen seine eigenen billigen philosophischen Wahrheiten in den Mund legt, gilt das, was ich eben zur Kritik seiner Ideologie gesagt habe. Eine dritte Schwäche Balzacs ist der gänzliche Mangel an Lyrik. Man hüte sich das Hinreissende seiner Hauptwerke auf Rechnung lyrischer Begabung zu schreiben. Es beruht auf der magischen Kraft der Erzählung und epischen Phantasie, über die bis heute noch kein entscheidendes Wort in der Ästhetik der Wortkunst gefallen ist. Dieser Lyrismus fehlt wenigen grossen Erzählern und Dramatikern so gänzlich und so auffallend wie Balzac. Stendhal hatte ihn nicht und wirkt deshalb heute nur auf Intellektuelle. Flaubert hatte ihn in hohem Grade. Es ist deshalb verfehlt Balzac, wie Hofmannsthal dies zu tun beliebt, mit Shakespeare zusammenzustellen. Solche glühenden Worte, wie Shakespeare deren gefunden, hat Balzac nie; er wirkt nur durch das Ganze, niemals durch die schöne Einzelheit.



IN Menschengestalter von dieser überragenden Stärke konnte nicht verfehlen auf sein Jahrhundert und über sein Jahrhundert hinaus den grössten Einfluss zu üben. Nur ein französischer Dichter ist ihm darin gleich, und das ist Victor Hugo. Wenn man einmal daran geht die Physiognomie des 19. Jahrhunderts genau und allseitig zu umreissen — und das kann man heute aus Mangel an Distanz nur erst ungenügend —, werden sich die einzelnen Strahlen, in diesen beiden Persönlichkeiten, in dem Epiker und dem Lyriker wie in zwei Brennpunkten konzentrieren. Gewiss gibt es Dichter und Künstler, Denker und Gelehrte, die in bestimmten Richtungen grösser wirkten. Stendhal als Psychologe, Renan als Wortführer des heiteren Skeptizismus, Taine als Kulturanalytiker sind gewiss führende Geister des verflorbenen Jahrhunderts. Aber sie stehen an Vielseitigkeit weit hinter Balzac zurück, und sogar Victor Hugo kann sich in einzelnen Punkten kaum mit ihm messen.

Balzac wirkte nicht nur auf die Dichtung und auf das geistige Leben; er wirkte auf das gesamte Leben seiner Zeit und der Zeit kurz nach seinem Tode, in der er seine Geltung gewann. Er wirkte auf das gesellschaftliche und

ethische, auf das politische und sogar auf das physische Leben seines Volkes. Die manchmal grob, manchmal fein, immer überzeugend umrissenen Charaktere seiner Werke wirkten wie treibende Kräfte, um die sich ein eigenartiges Milieu schloss. Sie wurden lebendige Vorbilder und Beispiele, denen man ebenso wenig entrann wie man sich einer bestimmten Kulturepoche, einer einheitlichen Umgebung entzieht. Balzacs Phantasietätigkeit ist hierbei natürlich nicht das Primäre. Er hatte ja seine Gestalten frisch und warm aus dem Leben seiner Zeit genommen, und so wenig wie ein Gott aus nichts eine Welt aufbauen kann, so wenig vermag auch ein Künstler aus nichts etwas zu formen. Nur gab er diesen Dingen, Menschen und Leidenschaften eine Dynamik und eine Resonanz, die sie ohne ihn nicht gehabt hätten. Brunetière, in dessen Lebenswerk neben vielen Irrtümern einige der schärfst ausgeprägten kultur- und literarhistorischen Wahrheiten stehen, hat mit bewundernswerter Klarheit diese Tatsache gesehen und ausgedrückt:

»Eine ganze Generation von Menschen, die in den Romanen Balzacs lesen gelernt, hat in ihnen auch leben gelernt. Und, um den Ausdruck des berühmten Naturforschers Louis Agassiz zu gebrauchen: seine Persönlichkeiten sind *prophetische Typen* geworden, von seinem Gandissart bis zu seinem Rastignac und seinem Rubempré. Wir begegnen ihnen heut noch im täglichen Leben; sie haben ihre ganze Eigenheit auf die Helden Balzacs zugestutzt; und auf diese Art und Weise hat er mehr als er es selbst ahnte dem Zivilstand Konkurrenz gemacht. Das ist ohne Zweifel das höchste Lob, das man einem schöpferischen Künstler spenden kann.«

Brummel schuf den Typus des Dandy, Wilde den des Ästheten, Alfred de Vigny lebt in all den überempfindlichen Naturen, die vor dem bösen Dasein in ihren selbstgebauten Elfenbeinturm flüchten. Aber Balzac schuf eine ganze, vorbildliche und im Leben wirksame Welt. In diese Ganzheit gehören auch die Intellektuellen, gehören alle die, die aus innerem Drang und aus Begabung nötig haben aus der Kulturwelt Gesetze und Strömungen herauszulesen. Nicht als ob Balzac der Schöpfer einer wissenschaftlichen Methode gewesen wäre; er hat nur aus seinem Innern heraus und durchaus unbewusst eine künstlerische Methode geschaffen. Aber es ging so, dass diese Art die Dinge zu sehen, zu gruppieren und zu verlebendigen ihren Wirkungskreis auch ausserhalb der Dichter fand. Was verdankt ihm zum Beispiel die Kritik und Literaturgeschichte, obschon er sie nur beiläufig trieb, obschon seine einschlägigen Arbeiten durch übergrosse Naivetät sündigen und nicht mehr Wert haben als schwache Dokumente zu seiner Auffassung von Kunst und Künstlertum zu sein? Der Weg war ein anderer; er gab der Kritik seiner Zeit in seiner Person und in seiner Welt einen neuen Inhalt; er gab ihr die Richtung auf die Erfassung der Lebensganzheit und der zahlreichen Zusammenhänge, die Leben und Kunst mit einander verbunden. Nicht Sainte-Beuve allein war es, der die Literaturgeschichte und Literaturkritik aus dem Alexandrinertum erlöste; in Balzac erwuchs ihm der getreueste und stärkste Helfer. Es ist kein Zufall, dass Taine sich so ausführlich mit Balzac beschäftigte. An diesem Schöpfergeist konnte der Geschichtschreiber der englischen Literatur seine neue Methode auf ihre Fruchtbarkeit prüfen. Seine Lehre von dem intimen Zusammenhang der Dichtung und des Lebens ist wie auf Balzac zugeschnitten; das liest man in seinem Balzacesay mit einigermaßen gutem Willen und kritischem Geist zwischen den Zeilen heraus. Und ebenso lernten die Historiker an Balzac. Hier wirkt er schon fast wie ein Methodiker, und in der Materialverwertung wie auch in der Darstellung gehen reiche Fäden zwischen seinen

Zeitromanen und historischen Erzählungen und den Geschichtswerken derer, die seinem Einfluss schon unterstanden.

Wenn er auch durch den Geist seiner Dichtung auf das geistige Leben am intensivsten wirkte, so darf man nicht vergessen, dass eine bei aller Objektivität so konzentrierte Darstellung einer bewegten Zeit und eines vielfältigen Lebens auch Materialwert beanspruchen darf. Für alle Kulturforscher der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat Balzacs *Comédie Humaine* die Bedeutung einer reichen Vorarbeit. Und manchmal darf es uns scheinen, als ob die Gelehrten beinahe auf die reale Welt verzichteten und sich mit der fiktiven Welt Balzacs begnügten.

Was bedeutet neben einer solchen Kulturgrösse dieser oder jener ganz achtenswerte Dichter, von dem wir heute noch mit Liebe reden, und der auf seine gestaltenden und schreibenden Zeitgenossen auch heute noch wirkt? Denn das, was sie haben, hat Balzac auch, das, was sie wirkten, wirkte er mit grösserer Intensität, nur hatte und wirkte er unvergleichlich mehr. Das soll mich nicht zurückhalten den rein literarischen Einflüssen, die von Balzac ausgingen, objektiv und gründlich nachzuspüren.

Die französische Romantik von Chateaubriand, über Alfred de Musset und Lamartine bis zu Théophile Gautier braucht man nicht zu unterschätzen, wenn man sie vorzüglich auf Umgestaltung der Vision und der Methode diese neue Vision auszudrücken festlegt; dazu kommt die Schöpfung der modernen französischen Lyrik und die Erweiterung der Grenzen der Dichtkunst überhaupt und der einzelnen Dichtungsgattungen im besonderen. Gewiss ist das ausserordentlich viel, und es verlohnt sich heute, wo wir noch an den knapp gewonnenen Schätzen zehren, kaum schon gegen die Romantik ein so leidenschaftliches Requisitorium zu schreiben wie das jüngst der Franzose Pierre Lasserre getan. Was aber die Romantik gewann, genügte nicht. Balzac musste kommen, um ihr Inhalt, reichen, frischen Lebensinhalt zu geben. Er musste das Gefäss, die vergängliche, wenn auch schöne Form sprengen, um den Wunderbaum seiner *Comédie Humaine* zu pflanzen. Eine Zeitlang wirkten sich so, neben ihm und ohne ihn, die romantischen Fermente aus; alle die behutsamen, ganz auf ihr Ich gestellten Künstler wussten mit dem Barbaren nichts anzufangen; sie hassten ihn so wie der Schüler den Lehrer hasst, der ihm den Aufsatz mit blauen Strichen durchkreuzt. Und auf der Seite Balzacs konstatiert man die bedauernswerte, aber leicht begreifliche Tatsache, dass er das fein gebildete Instrument der romantischen Wortkunst verschmähete und sich so aus der Empörerlaune einer auf sich selbst gestellten und sich selbst genügenden Natur heraus um etwas Schönes betrog.

Vor den Ateliers der beweglichen, ihre kleinen Schwächen bis zur Tragik züchtenden Dichter der romantischen Schule riss Balzac ein hohes, helles Tor auf, das die weiten Gelände des Frankreich von ehedem und von heute offen zeigt. Er war ein Gegner des nur zu oft als selbstverständlich hingenommenen und von müden Lyrikern geprägten Satzes: Jedes Innenleben genüge sich selbst, und der Mensch könne in den Schranken seiner eigenen Natur alle grossen Gesetze und alle Stürme erleben, auch wenn er sich ängstlich abschliesse. Er machte sich zum Sklaven der Welt und diente mit sicherer, eigenmächtiger Hand den Schrecknissen von draussen als Interpret. So wurde er in Frankreich, das so ganz — und sicher nicht zum Unheil seiner Kultur — auf

geistige Konzentration gestellt ist, die grösste dezentralisierende Kraft, die noch je am Werke war. Er entdeckte das moderne Paris, aber er entdeckte auch die Provinz; er machte nirgends halt, vor dem König ebenso wenig wie vor dem Bettler.

Was Balzacs speziellen Einfluss auf den französischen Roman des 19. Jahrhunderts anlangt, so verweise ich auf meine einleitenden Ausführungen: Er deplacierte das Zentrum, und er schuf, ohne sein Ich aufzugeben, die ersten grossen Romankompositionen ausserhalb der zur Erfassung des gesamten Lebens untauglich gewordenen Formel des Ichromans. In zweien seiner Schüler, in Flaubert und Zola, prägt sich sein Einfluss am überzeugendsten aus: Flaubert vollzog die Synthese der romantischen Form und der neuen, durch Balzac gewonnenen Inhalte. Zola unternahm auf grund der Balzacschen Kunstprinzipien die kühne, nicht immer gelungene Anklage seiner Zeit. Es wäre von grösstem Interesse zu untersuchen, wie Balzac und Zola sich in den Einzelheiten und im Geiste zu einander verhalten. Doch dies auch nur anzudeuten würde so viel Raum einnehmen, dass ich es in einem Balzacessay lieber unterlasse.

Nun soll Balzac auch in Deutschland lebendig werden. Der *Inselverlag* legt uns die ersten 3 Bände einer Balzacausgabe vor, die den grossen Würdenträger im Reich der Kultur einmal in würdigem Gewand und in würdiger Übertragung präsentiert. Wenn er in Deutschland nur die Hälfte dessen wirkt, was er für Frankreich wirkte, so ist uns ein starker Helfer erobert worden. Vielleicht ist es etwas spät, vielleicht ist gerade jetzt der richtige Zeitpunkt. Der Naturalismus hat abgewirtschaftet, die Neuromantik kommt aus den Schwächezuständen kaum heraus. Und wo sollen wir Faktoren zu einem neuen Realismus finden, wenn nicht in dem grossen Realisten Balzac?

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

Italien: Kammerwahlen Die Wahlen zur italienischen Kammer brachten der sozialistischen Partei bedeutende Erfolge. Sie errang 42 Mandate (früher 21), und zwar 34 im ersten Wahlgang am 7. März und 8 im zweiten am 14. März. Man darf dieses erfreuliche Ergebnis der inneren Entwicklung der Partei zum Reformismus zuschreiben, über deren einzelne Phasen hier in der Rundschau berichtet worden ist. Die Werbekraft des sozialistischen Gedankens in weiteren Kreisen hat bedeutend zugenommen. Namentlich in den Grossstädten hat man diesmal so gut abgeschnitten wie noch nie bei früheren Wahlen. Ein allgemeiner demokratischer Wahlblock ist nicht zu stande gekommen, wohl aber ging man eine Reihe

von lokalen Wahlbündnissen ein, und in 10 Wahlkreisen hat dieser Bund der Linken den sozialistischen Sieg entschieden. Von besonderer Wichtigkeit ist die Wahl Bissolatis in Rom, wo es galt den bisherigen klerikal-konservativen Vertreter zu verdrängen. Die Sozialisten waren dort innerhalb der Volksparteien stark in der Minderheit; trotzdem einigte man sich auf ihren Kandidaten, weil die anderen Parteien über eine Persönlichkeit von der geistigen und moralischen Bedeutung Bissolatis nicht verfügten. Das Ergebnis dieses Sieges, der mit 2843 gegen 2015 Stimmen erzielt wurde, muss, politisch genommen, wenn auch nicht vom Parteistandpunkt aus, sehr hoch angeschlagen werden. Dass die Partei jetzt, wo sie Hand in Hand mit der reformistischen Gewerkschaftsleitung geht, auch für sich selber ohne Zuzug aus bürgerlich demokratischen Kreisen

eine bedeutende Macht hat, zeigt der Umstand, dass 25 Mandate ganz ohne Hilfe von aussen errungen worden sind. Namentlich die 13 Wahlkreise der Emilia, die von der Partei gewonnen wurden, können als ihr fester Bestand gelten. Es ist bekannt, dass in diesem sozialistischen Zentrum gleichzeitig der Reformismus seine festeste Stütze hat. Man kann daher hier der Wählerschaft auch eine grössere politische Reife und Festigkeit zuschreiben und braucht vorübergehende Stimmungen und Rückschläge weniger zu befürchten.

Die Wahlen brachten im allgemeinen eine Verstärkung der linken Seite des Hauses, freilich auch der Kleikalen. Der Bestand des Ministeriums Giolitti ist vorläufig nicht erschüttert, aber es befindet sich doch schon in einer schwierigeren Lage; namentlich auch dadurch, dass die Wahlen einen ihm unerwünschten Gegensatz zwischen Konservativen und Klerikalen hervorgerufen haben. Eine geschickte Ausnutzung der Situation wird den linken Parteien manche Erfolge bringen können; man rechnet auch bereits damit, dass die jetzige Regierung in absehbarer Zeit durch eine radikale abgelöst werden wird. Die Frage des Ministerialismus wird dadurch für die sozialistische Partei langsam, aber mit einiger Sicherheit wieder aktuell. In den Wahlauf Ruf der Mailänder Sektion war auch schon auf Antrag Turatis ein Satz aufgenommen worden, in dem die Unterstützung einer wirklich demokratischen Regierung durch die Sozialisten vorgesehen wird. Die intransigenten Mitglieder der alten *Federazione*, die vor kurzem nach Verschmelzung der beiden sozialistischen Organisationen in die Mailänder Sektion eingetreten waren, hatten auch lebhaft gegen jenen Satz protestiert; die grosse Mehrheit stimmte ihm gleichwohl zu.

Man kann von der neuen sozialistischen Parlamentsfraktion, die über eine Anzahl bedeutender Kräfte verfügt, innerhalb der natürlich gegebenen Grenzen politische Leistungen erwarten. Der jetzigen Parteisituation entsprechend gehört die überwiegende Mehrzahl der Abgeordneten (37) der reformistischen Richtung an. Von den übrigen 5 sind 2 Integralisten, 1 Intransigent, 1 Syndikalist; dazu kommt noch ein Abgeordneter, der sich keiner Richtung anschliesst und sich *Marxist* nennt. Über die Haltung, die die Sozialisten in der mittlerweile eröffneten Session der Kammer

eingenommen haben, wird ausführlicher zu berichten sein. Das allgemeine Kennzeichen wird die Übereinstimmung der Fraktion mit der *Confederazione del Lavoro* abgeben, die mit Recht den Anspruch erhebt, dass die Abgeordneten in ihrem direkten Auftrage sprechen; so dass die Fraktion ihrer Entstehung nach als Arbeitervertretung *κατ' ἐξουσίαν* ebenso wie als demokratische Partei fungieren kann.

×
Holland: Part Der ausserordentliche Par-
teispaltung teitag in Deventer, über des-
 sen Bedeutung die Leser
 der *Sozialistischen Monatshefte* durch den Artikel Vliegengs (in diesem Band, pag. 292 ff.) informiert sind, hatte mit einer vollständigen Niederlage der intransigent-marxistischen Richtung in der holländischen Sozialdemokratie geendet. Es handelte sich — was gegenüber verfehlten Schlussfolgerungen in manchen deutschen Parteiblättern hervorgehoben werden muss — nicht um einen Akt der Intoleranz gegen eine widerstrebende Richtung, nicht um die Unterdrückung eines bestimmten Anschauungskreises oder gar der unabhängigen Meinungsäusserung überhaupt sondern lediglich um die Wahrung der organisatorischen Einheit der Partei als Vorbedingung ihrer politischen Schlagkraft. Nicht weil die *Tribune* irgendwelche Anschauungen vertrat, die ihre Leiter als marxistisch ansahen, wurde sie aus der Partei verwiesen, sondern weil sie die praktischen Beschlüsse, die von der Gesamtpartei gefasst waren, für sich ausser Kraft setzte und für eine kleine Gruppe in Anspruch nahm womöglich direkt bestimmte politische Aktionen bewusst zu durchkreuzen und gar bei Wahlen selbständig vorzugehen. Man wird stets allen Dissidenten in der Partei das Recht zubilligen müssen an Parteibeschlüssen Kritik zu üben, innerhalb der Partei mit allen Kräften für deren Aufhebung oder Umänderung zu agitieren. Die Reformisten nehmen dieses Recht für sich in Anspruch, es bildet die eigentliche Grundlage für den geistigen Fortschritt innerhalb der Bewegung überhaupt und darf von keiner Seite angefasst werden, mag nun in einer Partei der sogenannte *Radikalismus*, in einer anderen der Reformismus die Oberhand haben. Aber ein anderes ist es Parteibeschlüsse abändern wollen, ein anderes sich ihnen nicht fügen, solange sie bestehen. Die deutschen Reformisten, die doch sicher mit so manchem nicht ein-

verstanden sind, was auf Parteitag festgelegt wurde, und die sich die Mühe nie haben verdrissen lassen auf die Schädlichkeit oder Unsinnigkeit so mancher Voten immer wieder hinzuweisen, haben doch nie erklärt, dass sie nicht für bindend erachten. Dafür haben sie dann auch, wenn die politische Entwicklung in der Partei ihnen in steigendem Masse recht gab, und ein Bollwerk des *Radikalismus* nach dem andern fiel, wie das Dogma vom Verfaulen des preussischen Landtags und der Nichtbeteiligung an Wahlen, verlangen können, dass nunmehr auch die dissentierende Minderheit von *links* sich den revidierten Beschlüssen fügte: dass die Berliner Genossen, die in der Landtagssache am längsten widerstrebten, das schliesslich mit Elan taten, ist bekannt. So war es stets in der deutschen Sozialdemokratie, und so wird es hoffentlich auch bleiben. Gerade diese praktische Einheit der Partei ermöglicht die weitestgehenden Divergenzen in geistigen Dingen.

Die holländischen *Marxisten*, die sich um die *Tribune* gruppierten, dachten anders. Es war daher nur logisch, dass für sie kein Platz mehr in der Partei war. Ihr Ausschluss durch den Parteitag in Deventer ist durch eine Urabstimmung der Gesamtpartei noch besonders bestätigt worden. Zusammen mit den ausgeschlossenen 3 *Tribune*leuten verliessen etwa 400 Sozialdemokraten die Partei, um eine neue zu gründen, der sie den ihrer Grösse nicht ganz entsprechenden Namen *Sozialdemokratische Partei* (*S. D. P.*) gaben: die offizielle Partei heisst bekanntlich *Sozialdemokratische Arbeiterpartei* (*S. D. A. P.*). Die angesehensten Mitglieder der Gruppe der *Marxisten* sind übrigens der alten Partei treu geblieben: so van der Goes, Wibaut und Frau Roland-Holst. Es ist für sie, wie bekannt, eine besondere Wochenbeilage zum Zentralorgan geschaffen worden, in der sie ihre wissenschaftliche Überzeugung ausdrücken können.

Die durch die *Tribune*leute angerichteten Wirren haben ernste Besorgnis über das Schicksal der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung Hollands hervorrufen müssen. Es war daher nur natürlich, dass sich das internationale sozialistische Bureau ins Mittel legte. Der internationale Sekretär Huysmans kam nach Amsterdam und unterbreitete im Namen des Bureaus dem Parteivorstand bestimmte Vermittelungsvorschläge: Die Mitglieder der *S. D. P.*, auch die ausdrücklich aus-

geschlossenen, sollten wieder zur Partei zugelassen werden; ein Redakteur der *Tribune*, die ihr Erscheinen einstellen sollte, müsste in die Redaktion der oben erwähnten *marxistischen* Beilage aufgenommen werden. Der Parteivorstand nahm, um sein Entgegenkommen zu zeigen, diese Vorschläge an. Aber die Leiter der *S. D. P.* wiesen sie zurück und beriefen dann innerhalb 48 Stunden einen Parteitag, der mit 250 gegen 127 Stimmen diese Ablehnung guthiess. Zwei Mitglieder der neuen Partei, Gorter und Mendels, die vor diesem törichten Schritt warnten, wurden mit Entrüstung sogleich zu den Revisionisten geworfen. Mendels, das einzige Mitglied der neuen Partei, das bereits einen Namen als Politiker hat, hat nach Ablehnung des Vermittelungsvorschlages der neuen Gruppe alsbald wieder den Rücken gekehrt.

In der Ostertagen fand in Rotterdam der Jahresparteitag der *S. D. A. P.* statt. Es musste leider konstatiert werden, dass die Mitgliederzahl im letzten Jahr nicht sehr gestiegen war: von 8400 auf 8700. Der Vorsitzende Vliegen schob dies auf die inneren Zwistigkeiten, die die Anziehungskraft der Partei stark mindern mussten. *Partidebatten* gab es auf diesem Parteitag nicht. Im Mittelpunkt der Verhandlung standen die Wahlen zur 2. Kammer, die im Juni stattfinden. Man einigte sich dahin als allgemeine Plattform für die Wahlagitation folgende Forderungen aufzustellen: allgemeines Wahlrecht, Staatspensionierung, Zehnstundentag, Wohnungsreform und Ausdehnung der Unfallversicherung. Einige Sektionen wünschten den Wahlkampf ausschliesslich auf die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes zu beschränken: im gleichen Sinn hat die neue Partei entschieden. Troelstra trat in seinem ausführlichen Referat über das Wahlprogramm diesen Anschauungen entgegen; er betonte namentlich die aktuelle Bedeutung der sozialen Gesetzgebung, der eine Gleichberechtigung mit der allgemein politischen Demokratisierung des Wahlrechtes zugestanden werden muss. Es wurde ferner beschlossen bei Stichwahlen in der Regel nur für Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes zu stimmen; aber auch sonst die bürgerliche Linke zu stärken.

Der Parteitag hat gezeigt, dass die jetzige Leitung das absolute Vertrauen der Partei genießt. Der Vorstand und die Redaktion des Zentralorgans wurden nahezu einstimmig wiedergewählt. Von weiteren

Beschlüssen sei nur noch der auf Errichtung einer Jugendorganisation nach deutschem Muster erwähnt.

Die Spaltung in der holländischen Arbeiterbewegung ist auf die Abspaltung einer kleinen Gruppe reduziert. Es ist nicht anzunehmen, dass die neue Partei einen Einfluss in der Arbeiterschaft erlangen wird. Man wird den Entschluss des internationalen Bureaus, das durch Huysmans dem Parteitag mitteilen liess, dass es in der *S. D. A. P.* die alleinige Vertretung des holländischen Sozialismus erblicke, nur billigen können. Es bleibt natürlich unter allen Umständen bedauerlich, dass überhaupt eine Trennung notwendig wurde. Aber man muss es der *S. D. A. P.* lassen, dass sie einen versöhnlichen Geist bewiesen hat, so dass man die Hoffnung hegen kann, dass auch die Abgesplitterten, wenn sie sich erst draussen auf dem Feld der Politik die nötigen Lektionen geholt haben, zur Mutterpartei zurückkehren werden.

× **Belgien: Parteitag 1909** ×
 Am den beiden Ostertagen fand auch wie stets der belgische Parteitag statt. Er tagte in der Brüssler *Maison du Peuple* unter dem Präsidium Demblons. Den wichtigsten und interessantesten Teil der Beratungen bildete die Stellungnahme zur projektierten Militärreform. In Belgien kennt man noch keine allgemeine Wehrpflicht, die Aushebung findet vielmehr vermittelt Auslosung statt, und die Vermögenden können sich von dem Dienst gegen eine Summe von etwa 1700 fr. loskaufen; das Kontingent wird dann durch Söldner ergänzt. Dieses Auslosungs- und Loskaufssystem ist natürlich in hohem Masse unpopulär. Der Kriegsminister will daher die allgemeine persönliche Wehrpflicht mit einer Dienstzeit von 17 Monaten einführen. Die sozialistische Fraktion hat sich durchaus für dieses Projekt entschieden, was bei seiner demokratischen Tendenz durchaus selbstverständlich ist. Eine Anzahl Parteigenossen fand aber, dass sie doch gar zu viel Vertrauen und Begeisterung bewiesen habe, und dass sie die Schäden der Stärkung der Armee und des militärischen Geistes zu gering anschlage. Ein Genosse, Jacquemotte, brachte auf dem Parteitag einen Antrag ein, der die Kammerfraktion verpflichten sollte die völlige Abrüstung Belgiens zu beantragen. Die parlamentarischen Führer kennzeichneten diese kuriose Idee als das, was sie ist: als

eine vollständig sinn- und zwecklose Demonstration, die zudem mit der sozialistischen Auffassung des Antimilitarismus nichts zu tun habe, vielmehr im eigentlichen Sinne einem utopistischen Pazifismus diene. Jacquemotte konnte freilich auf einen Abrüstungsantrag verweisen, den die sozialdemokratische Fraktion des dänischen Parlaments im vorigen Jahre eingebracht hat. Aber Vandervelde entgegnete ihm mit Recht, dass Dänemark mit Belgien gar nicht zu vergleichen sei, da eine andere geographische Lage auch eine völlig andere militärische schaffe; Belgien müsse als Durchgangsland zwischen Deutschland und Frankreich seine Neutralität schützen können. Die Argumentation Vanderveldes ist gerade wegen ihrer Selbstverständlichkeit, die die allgemeine Zustimmung des Parteitags bewirkte, von grosser Bedeutung. Sie zeigt, dass man in der sozialdemokratischen Partei auch in militärischen Fragen von der speziellen militärischen Situation der eigenen Nation auszugehen hat, und nicht von allgemeinen Abrüstungsideen, die in vielen Fällen der Erhaltung des Friedens eher hinderlich als förderlich sein können. Der Parteitag sprach sich denn auch für die demokratische Reform der Heeresorganisation aus, freilich mit der Klausel, dass die militärischen Lasten durch sie nicht gesteigert werden dürften. Der Parteitag beschäftigte sich des weiteren mit zwei Fragen der Schulpolitik. Die Schulfrage ist dadurch aktuell geworden, dass die klerikale Partei einen Gesetzentwurf eingebracht hat, der sich gegen die durch die Provinzen und Gemeinden errichteten nichtkonfessionellen Lehrerseminare wendet. Vandervelde referierte darüber und schlug eine energische Protestaktion im Verein mit der liberalen Partei vor, die das gleiche Interesse gegen die Klerikalisierung der Schule hat. Die zweite Frage betrifft die Schulspeisung. Die Anschauungen gingen darüber auseinander, ob man zum Zweck der Schulspeisung aus Gemeindemitteln ausser den Gemeindeschulen auch noch die freien klerikalen Schulen subventionieren solle. Vandervelde als Referent war dafür, der Korreferent Pépin dagegen. Es wurde schliesslich beschlossen die Speisung aller Kinder unter 14 Jahren durch die Gemeinde mit Provinz- und Staatshilfe zu fordern, und zwar so, dass die Gemeinde selber die Speiseanstalt einrichtet und verwaltet, dass sie aber allen Kindern, gleichviel welcher Anstalt, offen steht.

Die belgische Parteipresse befindet sich leider in einem wenig erfreulichen Zustand. Auf Vorschlag des Genossen de Brouckère beschloss man einen ausserordentlichen Parteitag einzuberufen, der sich allein mit den Mitteln zur Hebung der Presse beschäftigen soll.

Als kleines aber bezeichnendes Symptom für die wachsende Bedeutung der nationalen Frage in den sozialistischen Parteien aller Länder verdient erwähnt zu werden, dass beim parlamentarischen Bericht die Haltung einzelner Abgeordneter, die sich gegen die rechtliche Gleichstellung der vlämischen Sprache mit der französischen ausgesprochen hatten, einer höchst abfälligen Kritik unterzogen wurde. Die Diskussion über diesen scheinbaren Nebenpunkt nahm einen ziemlich erregten Charakter an und wuchs sich zu einer Debatte über die Nationalitätenfrage überhaupt aus, so dass man schliesslich auf den Ausweg verfiel die Angelegenheit dem Parteivorstand zu überweisen, der dann gegebenenfalls einen ausserordentlichen Parteitag zu ihrer Erledigung einberufen sollte. Man scheint also in der belgischen Partei damit zu rechnen, dass die nationalen Differenzen, weit davon entfernt zu verschwinden, vielmehr auch innerhalb der Arbeiterbewegung mehr in die Erscheinung treten werden.

× **Frankreich:** Der Parteitag der geeinigten Partei, der vom 11. bis zum 14. April in Saint-Etienne stattfand, zeigte wieder einmal die trostlose Zerfahrenheit dieser Einigung und des ganzen französischen Sozialismus. Aber er war ehrlicher als sein Vorgänger in Toulouse. Dort wurde eine Geschlossenheit vorgespiegelt, die in Wirklichkeit nicht existierte, und die nur das zeigte, dass jede Gruppe für sich ihre eigene Schwäche fühlte und es daher auf nichts ankommen lassen wollte. In Saint-Etienne wurde im Gegenteil jede Differenz bis auf die kleinen Nuancen herab recht ausführlich demonstriert. Jeder zeigte sich so, wie er war, jede Gruppe vertrat ihre Tendenz, jeder Redner noch obendrein seine individuelle Abweichung. Von dem extremen Reformismus eines Breton über den gemässigten eines Jaurès zum insurrektionellen Marxismus eines Guesde und dem revolutionären Syndikalismus Hervés: nichts fehlte. Jeder sprach in eigenem Namen, die sozialistische Einigung ist wieder atomisiert. Gleichwohl herrscht wohl auf allen Seiten der Wunsch die

äussere Form nicht zu zerbrechen. Man sucht einen *modus vivendi* für den Parteitag zu schaffen, dann geht in den Sektionen der alte Kampf wieder von neuem an. Es ist die Bestätigung des Satzes, dass, wo eine wirtschaftliche Grundlage fehlt, die sozialistische Partei nur eine höhere Form eines Debattierklubs bilden kann, mit natürlichen Neigungen zum Putschismus. Zwar sind in ihr auch alle Ansätze einer wirklichen Politik da, aber es fehlt das Instrument sie ins Werk zu setzen, und so bleibt es bei den Ideen. Deren Vertreter können in manchen Zeiten grössere Anhängerscharen um sich sammeln und in bestimmten parlamentarischen Situationen sogar einen erheblichen Einfluss ausüben. Aber all das ist im äussersten Masse labil. Der Schwerpunkt liegt nicht in der eigenen Kraft sondern in einem Zusammentreffen günstiger Faktoren. Jahrelang ist dieses in Frankreich jetzt vereitelt worden. Daher sind alle Bemühungen der Partei sich aufzuraffen, ihre Kraft zu konzentrieren und irgend ein bestimmtes politisches Problem in Angriff zu nehmen immer wieder vergeblich gewesen. Ob ein Gesundungsprozess in absehbarer Zeit zu erwarten ist, steht noch dahin. Jedenfalls wird er nur im Anschluss an eine Entwicklung innerhalb der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung sich vollziehen können. Von grossem Interesse sind daher die neuesten Wandlungen in der Vertretung der Gewerkschaften, der C. G. T., über die die Leser der *Sozialistischen Monatshefte* noch durch einen französischen Genossen informiert werden sollen.

Die Beratungsgegenstände des Parteitages bildeten die Agrarfrage und die Wahltaktik. Der Referent zum ersten Punkt, Compère-Morel, gab eine ausführliche Übersicht über die Lage der französischen Landwirtschaft und der einzelnen Kategorien der in ihr Beschäftigten. Alle Gruppen der Partei — abgesehen von den revolutionären Syndikalistinnen, die mit dem platten Land nichts zu tun haben wollen, weil sie dort kein Verständnis finden — stimmten darin überein, dass man die Bauern gewinnen müsse, und auch darin, dass man durch die Forderung der Vergesellschaftung des Grund und Bodens schwerlich das erreichen würde. Es wurde daher auf die Förderung des ländlichen Genossenschaftswesens und auf die Organisation der Selbsthilfe für die Kleinbauern das grösste Gewicht gelegt. Zu einem Beschluss kam man diesmal

nicht. Man überliess vielmehr die Ausarbeitung eines Agrarprogramms einer Kommission, in der alle Richtungen der Partei vertreten sind. Die Agrarfrage ist somit aufs neue für Frankreich aufge- rollt. Vielleicht wird die Durcharbeitung dieser Frage dort parallel mit der in der deutschen Partei gehen, für die der Nürnberger Parteitag bekanntlich auch die Einsetzung einer solchen Kommission beschlossen hat. Die Tendenz der Stärkung des kleinen und mittleren Bauernbesitzes ist in der französischen Partei unverkennbar. Dass auch in der deutschen Partei eine starke Strömung nach dieser Richtung vorhanden ist, kann nicht bezweifelt werden.

In der Wahltaktik kam man, wie vorauszusehen war, zu keinem einheitlichen Ergebnis. Hier ist es für den einzelnen allzuschwer irgend ein Prinzip der Praxis seines Wahlkreises entgegenzusetzen. Der Parteitag musste sich darauf beschränken die Resolution von Chalon zu bestätigen; das heisst, es bleibt den einzelnen Wahlkreisorganisationen überlassen, wie sie sich bei Stichwahlen verhalten wollen, und welche Koalitionen sie eventuell eingehen. Die radikale Partei hatte sich offiziell an den Parteitag in Saint-Etienne gewandt und ihm ein Bündnis bei den Stichwahlen angetragen. Der Parteitag nahm dieses Anerbieten nicht an. Gleichwohl war bei denen um Jaurès eine Geneigtheit mit der bürgerlichen Linken zusammenzugehen unverkennbar; man erhofft dort eine Regeneration des bürgerlichen Radikalismus, der jetzt nur unter schlechten Führern heruntergekommen sei. Da die Resolution von Chalon ja alles offen lässt, so wird es wohl bei den kommenden Wahlen zu einer Reihe von Lokalbündnissen kommen. Ein Antrag der Insurrektionellen, die die sozialistischen Kandidaturen auch im zweiten Wahlgang aufrecht erhalten wissen wollen, ohne Rücksicht darauf, ob gerade dadurch ein Reaktionär gewählt wird, fand nirgends sonst Unterstützung.

Der Parteitag in Saint-Etienne hat für die Fortschritte des Sozialismus in Frankreich nicht Zeugnis abgelegt. Es fragt sich nur, ob das Geschick des Sozialismus mit dem der geeinigten sozialistischen Partei identifiziert werden kann. Von rechts wie von links wird das bezweifelt. Für die Entwicklung der Arbeiterbewegung ist jedenfalls zurzeit die Gestaltung der Gewerkschaftsleitung von grösserer Wichtigkeit als die der Partei.

X

X

Ungarn: Par- Im neuen Rathaussaal zu
teitag 1909 Budapest tagte Ostern auch die ungarische Sozialdemokratie. Sie war im letzten Jahr in ganz besonderem Masse das Ziel der Verfolgungen der zurzeit in Ungarn Herrschenden: als Vorkämpferin des allgemeinen Wahlrechts, das dem Volk von dem König von Ungarn versprochen, aber nicht gegeben worden war, hat sie sich diesen besonders verhasst gemacht. Nach dem Wortbruch der Koalitionsregierung ist die Wahlrechtsfrage überhaupt in den Hintergrund getreten. Die Ereignisse auf dem Gebiet der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns haben sicherlich auch dazu beigetragen die öffentliche Aufmerksamkeit von ihr abzulenken. Der Parteitag nahm nach einem Referat des Genossen Kunfi eine Resolution an, in der die ehrliche Durchführung des vermögere der Sanktion durch das königliche Wort zu stande gekommenen Paktes verlangt wird.

Für das innere Parteileben bildet zurzeit das wichtigste Problem das Verhältnis von Partei und Gewerkschaft. In Ungarn wird nämlich die Partei durch die Gewerkschaften selbst gebildet. Über eine eigene Organisation verfügt sie nicht. Ihre selbständigen Organe sind lediglich der Parteitag, der von den Gewerkschaften beschickt wird, der Parteivorstand und die Parteipresse. Ein Teil der Genossen verlangt nun die Bildung einer besonderen Parteiorganisation. Der Referent sprach sich durchaus gegen den Gedanken der Scheidung aus, die wohl in Kulturländern mit einer starken Industrie und entsprechend starker Arbeiterbewegung wohlthätig wirke, in Ungarn aber noch ganz und gar verfrüht sei. Bei den überaus unsicheren Verhältnissen, unter denen die Arbeiterorganisationen in Ungarn überhaupt ihre Existenz finden, könne eine vorzeitige Trennung geradezu verhängnisvoll wirken. Man muss auf die fortschreitende Entwicklung bauen, die mit der Zeit die Gewerkschaften von ihren Verpflichtungen gegenüber der politischen Bewegung entlasten wird. Der Referent beantragte schliesslich eine Resolution, die einen Kompromiss zwischen beiden Tendenzen darstellt: sie erklärt den stufenweisen Ausbau der Haus- und Strassenorganisation für notwendig; auch soll der Versuch gemacht werden die Genehmigung der Regierung für das Statut einer politischen Sonderorganisation zu erlangen; solange aber die Partei-

organisation noch nicht ausgebaut, und solange vor allem noch keine gesetzliche Garantie dagegen vorhanden ist, dass diese Organisation durch behördliche Willkür zerstört wird, soll keine Trennung der Gewerkschaften von der Partei stattfinden. Diese Resolution wurde vom Parteitag gutgeheissen.

Die sozialistische Bewegung Ungarns befindet sich dem Charakter des Landes entsprechend immer noch in den Anfängen. Die Vertretung radikaler politischer Forderungen, wie der Idee des allgemeinen Wahlrechts, ist wohl geeignet sie auf eine breitere Basis zu stellen. Allerdings ist es bei der jetzigen politischen Gesamtsituation sehr fraglich, wann der Wahlrechtskampf überhaupt wieder aufgenommen werden kann. Bezeichnend waren die Mitteilungen, die auf einer Vorkonferenz über den Stand der Wahlrechtsfrage gemacht wurden. Kurz nach dem vorjährigen Parteitag, der einen Massenstreik für den Fall beschlossen hatte, dass ein Pluralwahlrecht aufs Tapet kommen sollte, hatte der Minister des Innern drei Vertreter der Parteileitung zu sich gebeten und ihnen vertraulich mitgeteilt, dass in der Tat ein Pluralwahlrecht mit öffentlicher Stimmabgabe in Aussicht genommen sei; die Partei solle aber nichts unternehmen, dafür werde sie bei der Wahlkreiseinteilung entschädigt werden. Die Parteileitung sah in der Tat von irgendwelchen Schritten ab und begann sich mit dem Projekt abzufinden. Diese Haltung wurde in der Vorkonferenz zwar gerügt, aber man nahm doch davon Abstand die Sache auf dem Parteitag überhaupt zur Sprache zu bringen. Danach scheint es, dass man die gegenwärtige Lage nicht für geeignet hält, um sich irgendwie festzulegen.

✕ ✕
Norwegen: Vom 8. bis zum 13. April
Parteitag hielten die norwegischen
1909 Sozialdemokraten zu Ham-
 mer am Mjøsens ihren 20. Parteitag ab. In den 3 Jahren seit dem letzten Parteitag hat sich die Partei weiter entwickelt. Ihre Mitgliederzahl ist von 24 000 auf mehr als 28 000 gestiegen, ihre Presse hat einen immer grösseren Einfluss im Lande gewonnen: die Abonnentenzahl beträgt jetzt ungefähr 60 000, und das Zentralorgan, das früher knapp am Leben erhalten werden konnte, wirkt bereits Überschüsse ab. Bei den letzten *Storthing*wahlen vor 3 Jahren wurden 45 000 sozialdemokratische Stimmen abgegeben. Zum Parteitag waren diesmal

265 Delegierte erschienen. Die *Storthing*-fraktion, die bei den letzten Wahlen auf 10 Mann angewachsen war, erhielt im allgemeinen Anerkennung für ihre Tätigkeit. Von einer Seite wurde freilich getadelt, dass sie bereit gewesen sei dem König eine Zivilliste von 100 000 Kr. zu gewähren. Die Mehrheit des Parteitags schloss sich jedoch diesem Tadel nicht an, da es sich bei jenem Antrag nicht um eine Neuschaffung, vielmehr um eine Herabsetzung der Zivilliste gehandelt hatte. Dagegen konnte der Parteitag der Beteiligung sozialdemokratischer Abgeordneter an Hoffestlichkeiten keinen Geschmack abgewinnen; gegen 16 Stimmen wurde beschlossen dies in Zukunft zu verbieten. In der Wahltaktik zeigte sich der Parteitag sehr intransigent. Wahlbündnisse mit anderen Parteien wurden strikt verboten. Ob die Partei mit dieser ihrer Isolierung bei den Wahlen gut abschneiden wird, bleibt abzuwarten. Eine lebhaft Diskussions rief noch die Stellung zum Militarismus hervor. Es wurde beantragt auf ein Übereinkommen zwischen den Arbeiterorganisationen der verschiedenen Länder hinzuwirken, das die Völker verpflichtet die Beteiligung an einem Kriege zu verweigern, abgesehen allein von dem Fall, dass die eigene Nation vorher ohne Erfolg schiedsgerichtliche Entscheidung angeboten hat. Dieser Antrag fand keine Zustimmung. Es wurde aber doch beschlossen auf ein Übereinkommen zwischen den Arbeiterorganisationen der drei skandinavischen Länder hinzuwirken, das eine allgemeine Arbeitsniederlegung für den Fall zu bewirken habe, dass man versuchen sollte Streitigkeiten nicht durch Schiedsspruch sondern durch die bewaffnete Macht zu entscheiden. In der Alkoholfrage, die ja einen ständigen Diskussionspunkt aller nordischen Länder bildet, lag ein Antrag vor, der die Partei für die allmähliche Einführung eines totalen Verbots des Handels mit alkoholischen Getränken verpflichten sollte. Der Parteitag lehnte diesen Antrag ab, allerdings nur mit 147 gegen 103 Stimmen. Auch ein Antrag auf Einführung des Branntweinmonopols wurde nicht angenommen.

In den Vorstand und die Redaktion des Zentralorgans wurden die Genossen wiedergewählt, die schon jetzt amtieren. Eine Änderung in der allgemeinen Richtung der Parteipolitik hat also dieser Parteitag nicht gebracht.

✕

✕

Kurze Chronik Zwischen der sozialistischen Fraktion der russischen *Duma* und den polnischen Mitgliedern der österreichischen sozialdemokratischen Reichsratsfraktion ist ein nationaler Konflikt ausgebrochen. Die österreichischen Polen werfen den russischen Genossen vor, dass sie in der *Duma nationalpolnische* Interessen verletzt hätten. Die *Duma*fraktion hat in einem Appell an die internationale Sozialdemokratie nachgewiesen, dass sie dieses Vergehens nicht schuldig sei, dass sie vielmehr nur eine Bevorzugung der polnischen vor den anderen in Russisch Polen lebenden Nationalitäten nicht hätte mitmachen wollen. × In der italienischen Kammer hat Genosse Chiesas die Bereitswilligkeit der italienischen Arbeiterklasse ausgedrückt im Fall eines kriegerischen Angriffs von seiten Österreichs geschlossen gegen den Feind zu marschieren. Gegen die Ausführungen Chiesas hat der sozialistische Provinzialverband von Mantua protestiert und sie als »hurrapatriotisch« hingestellt. Daraufhin hat Bissolati die Frage *Sozialismus und Vaterland* im *Avanti* behandelt. Er führte aus, dass, unbeschadet der internationalen Solidarität der Arbeiterklasse, »es heute ein unabweisbares Interesse und eine unabweisbare Pflicht aller ist einen körperlichen und finanziellen Beitrag zur Verteidigung ihrer nationalen Gesamtheit zu leisten«. × In Griechenland hat sich eine Vereinigung gebildet, die unter dem Namen *Soziologischer Verein* nach dem Muster der englischen *Fabier* in sozialistischem Sinn wirken will. Organ des Vereins ist eine neue Wochenschrift *Mellon*, die seit kurzem in Athen erscheint. Am 27. Februar hat der *Soziologische Verein* im Piräus seine erste öffentliche Volksversammlung abgehalten. Als Ziel des Vereins wurde die Gründung einer Arbeiterpartei bezeichnet. Die Redner des Abends waren ausser dem Vorsitzenden zwei Privatdozenten an der Athener Universität. × Der Jahresbericht des *Verbandes sozialdemokratischer Wahlvereine für Berlin und Umgegend* weist wieder bedeutende organisatorische und agitatorische Leistungen der Berliner Genossen auf. Von dem Markenerlös im Betrag von 227 313,70 M. hat die Organisation über 63 %, nämlich 144 000 M., an den Parteivorstand abgeliefert und noch 10 000 M. extra für die Landtagswahlen; dazu kommen dann die Überschüsse des *Vorwärts*, die der Par-

teikasse zuflossen, im Betrag von mehr als 130 000 M. Für die Landtagswahlen wurden am 21. Mai 1908 zirka 1½ Mill. Flugblätter verteilt. Insgesamt hat für diese Wahl allein die *Vorwärts*druckerei zirka 10½ Mill. Drucksachen hergestellt. Die bedeutenden Erfolge dieser Tatkraft der Berliner bei der Landtagswahl sind noch in aller Erinnerung. × Der Landesparteitag der deutschen Sozialdemokratie Böhmens beschloss die Gründung einer deutschen Tageszeitung in Prag.

WISSENSCHAFT

Naturwissenschaften / Bruno Borchardt

Regenbogenfarben Vielen wird die Frage nach der Farbe des Regenbogens seltsam erscheinen. Dass der Regenbogen die 7 Farben des Spektrums zeigt, scheint den meisten wohl etwas Selbstverständliches; haben sie doch öfter selbst einen Regenbogen gesehen, in dem diese Regel bestätigt schien, und ist ja auch auf der Schule erklärt worden, wie diese Erscheinung durch Brechung, Reflexion und Farbenzerstreuung des Lichts zu stande kommt. Bei der verbreiteten Annahme, dass der Regenbogen die bekannten reinen Spektralfarben zeigt, ist es doch auffallend, dass man während des ganzen Mittelalters dem Regenbogen andere Farben zuschrieb. Während die alten Babylonier und Inder den Regenbogen wie wir 7farbig nannten, schrieb Aristoteles ihm nur 3 Farben zu: Rot, Grün und Violett; und das Mittelalter richtete sich bekanntlich in allen physikalischen Dingen nach Aristoteles. Aber Aristoteles war ein sehr sorgsamer Beobachter der Natur; es sind ihm noch andere am Regenbogen zuweilen auftretende Farben auch keineswegs entgangen, nur hielt er sie nicht für wesentlich.

Wer aufmerksam und öfter Regenbogen betrachtet, wird in der Tat finden, dass das Aussehen keineswegs immer das gleiche ist, weder in Hinsicht auf die Farben noch auf die Farbenverteilung. Das gilt nicht nur für den Nebenbogen, der häufig über dem Hauptbogen erscheint, sondern auch für den Hauptbogen selbst. Meistens sieht man kein Blau, oft auch kein reines Rot; Dunkelblau fehlt fast immer. Zuweilen ist Gelb von fast schwankender Ausdehnung, während Grün und Blau sehr breit ist, in einem anderen Fall wieder ist Gelb und Grün sehr breit, Rot und Violett dagegen sehr schmal. Auch die Verteilung der Licht-

intensität wechselt beträchtlich. Häufig fällt die am hellsten leuchtende Stelle auf den Anfang des Violett.

Über alle diese wechselnden Erscheinungen gibt die landläufige Erklärung der Entstehung des Regenbogens, die man noch in Schulbüchern findet, und die auf Descartes zurückgeht, keinen genügenden Aufschluss; sie schliesst vielmehr die Veränderlichkeit der Farbenverteilung direkt aus. Deshalb hat schon vor mehr als 70 Jahren Arago in Frankreich und Airy in England versucht zur Erklärung des Regenbogens neben der Brechung, Reflexion und der damit verbundenen Farbenzerstreuung die sogenannte *Beugungsinterferenz* heranzuziehen. Das dünne Strahlenbündel wirksamer Strahlen, das aus einem Regentropfen austritt, ist nicht vollständig parallel, so dass seine Teile mit einander zur Interferenz kommen. Die genauere Berechnung zeigt, dass bei einfarbigem Licht eine Reihe heller Lichtpunkte entsteht, die allmählich an Intensität schwächer werden, und deren Entfernung sowohl von der Tropfengrösse wie von der Wellenlänge (Farbe) des Lichts abhängen, so dass bei weissem Licht eine ganze Reihe von Beugungsspektren mit teilweise über einander gelagerten Farben entsteht. Die Entfernung der einzelnen Spektre von einander ist um so grösser, je kleiner die Tropfen sind. Auf dieser Grundlage hat vor einigen Jahren Pernter die Theorie des Regenbogens in allen Einzelheiten ausgearbeitet und die Verschiedenheit der Bögen, je nach der Grösse der Regentropfen, von $\frac{1}{100}$ bis zu 2 mm Durchmesser rechnerisch dargestellt. Eine von ihm angefertigte Tafel gestattet aus der jedesmaligen Beschaffenheit eines Regenbogens die Grösse der Tropfen zu erkennen, dem der Bogen sein Entstehen verdankt.

Vor kurzem hat Herr R. Meyer die Frage von neuem aufgeworfen und behandelt. Meyer ist von der Erklärung Pernters nicht vollständig befriedigt, weil Pernter das Sonnenlicht als *weisses Licht* behandelt. Meyer meint, dass eine physikalische Definition für *weisses Licht* überhaupt nicht aufgestellt werden könne. Unter *weissem Licht* sei einfach solches zu verstehen, an das sich unser Auge als normales Licht gewöhnt hat, und das sich aus der Mischung von direktem Sonnenlicht und zerstreutem Tageslicht zusammensetzt. Deshalb will er die Pernterschen Regeln,

soweit sie sich auf die sekundären Bögen stützen, nicht als ganz einwandfrei gelten lassen und schlägt vor sich lediglich auf die Abstände der sekundären Streifen einer bestimmten Farbe bei der Untersuchung zu stützen. Die Grundlage der Meyerschen Kritik kann jedoch kaum als berechtigt anerkannt werden.

×
Kometenschweif

Die Schweifbildung der Kometen gehört zu den Fragen, die die Astronomen und Astrophysiker voraussichtlich noch lange beschäftigen werden. Bei der Annäherung eines Kometen an die Sonne strömt aus dem Kern leuchtende Materie zunächst gegen die Sonne hin aus. In einer gewissen Entfernung vom Kern biegen dann diese Strahlen um und bilden den inneren von der Sonne abgewendeten Schweif, der aber keineswegs gleichmässig ist sondern leuchtende Knoten, Verdichtungen und Wolken aufweist. Bessel führte diese Form der Schweifbildung auf Repulsivkräfte zurück, deren Sitz der Komet und die Sonne sein sollten, und deren Wirksamkeit er entsprechend dem Newtonschen Gravitationsgesetz als umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung annahm. Der russische Astronom Bredichin arbeitete auf grund dieser Annahme eine vollständige Theorie der Schweifbildung aus, zufolge deren es gelang die überaus mannigfaltigen, oft sehr verwickelten Formen der Kometenschweife zu erklären, und die daher ziemlich allgemeine Anerkennung fand. Die Frage nach der Natur der Repulsivkraft, die der Schweifbildung zu grunde liegt, ist dabei von untergeordneter Bedeutung und wurde von Bredichin selbst deshalb gar nicht erörtert, während später verschiedene Hypothesen aufgestellt wurden; so hat man dem aus der elektromagnetischen Lichttheorie sich ergebenden *Lichtdruck*, der auch experimentell festgestellt wurde, mit heranzuziehen versucht.

Wenn die Bessel-Bredichinsche Theorie vollkommen zufriedenstellend sein sollte, so müsste es möglich sein auf grund ihrer Voraussetzungen aus der zu irgend einer Zeit beobachteten Form eines Kometenschweifes seine Gestalt in einem anderen von dem ersten nicht allzu weit abliegenden Beobachtungsmoment zu konstruieren. Bei dieser Forderung, deren Prüfung erst in der neuesten Zeit in Angriff genommen wurde, scheint sie jedoch zu versagen. Herr Kopff ist durch das Studium der photographierten

Schweifstrahlen des Kometen 1907a zu dem Resultat gekommen, dass dieser sich der Theorie nicht einfügt, dass zwischen den beobachteten Ausströmungserscheinungen und dem Schweif der von der Theorie geforderte Zusammenhang nicht besteht. Auch die Photographieen zweier früheren Kometen aus den Jahren 1893 und 1903 sind in der selben Weise geprüft und ergaben das selbe Resultat. Mit Sicherheit lässt sich bis jetzt nur sagen, dass die Gesamtheit der Schweiferscheinungen lediglich durch eine Repulsivkraft der Sonne nicht erklärt werden kann. Vielmehr hat es allen Anschein, als ob bei der Schweifbildung der Kometenkopf selbst die wesentlichste Rolle spielt; doch sind die hierbei wirksamen Kräfte noch vollständig unbekannt.

× ×
Kurze Chronik Am 29. Januar starb in Dorset einer der bedeutendsten englischen Geologen, W. H. Hudleston, im 81. Lebensjahr. × Am 13. Februar starb der emeritierte Professor der Chemie an der Universität Kopenhagen, Dr. Julius Thomsen, im Alter von fast 83 Jahren. × Am 1. März starb in Berlin der Privatdozent für Physik, Professor Aschkinaß, der nur ein Alter von 36 Jahren erreichte. Er hat sich durch seine Arbeiten über Strahlungserscheinungen bekannt gemacht. Der Verstorbene gehörte auch dem Lehrkörper der *Freien Hochschule* an. × Der Professor für theoretische Physik an der Universität Freiburg, Dr. Königsberger, ist zum Dozenten für physikalische Chemie an das *Carnegie-Institut* in Washington berufen worden. × Am 4. April wurde die neue Sternwarte in Treptow bei Berlin eröffnet, die der Initiative des Dr. Archenhold ihr Entstehen verdankt. Sie ist aus Privatmitteln errichtet und dient in erster Reihe der Popularisierung astronomischer Kenntnisse.

× ×
Literatur Eine Schrift Th. Zells *Unterscheidet das Tier Mann und Frau?* /Berlin,

Concordia/ will durch eine grosse Zahl von Beispielen nachweisen, dass männliche Tiere in der Regel für weibliche Individuen anderer Gattungen, auch des Menschen, eine Vorliebe zeigen, während weibliche Tiere eine ähnliche Vorliebe für männliche Individuen haben. Diese Erscheinung, die *Überskreuzregel*, sei von

Professor Jäger sogar als Gesetz aufgestellt. Für die Praxis zieht Zell daraus unter anderm den Schluss, dass für das Melkgeschäft sich Männer besser eignen als Frauen. Die angeführten *Beweise* scheinen mir jedoch recht fragwürdiger Natur zu sein. × Das Werkchen B. Bavinks *Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe* (in *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/) will weder ein kurzes Lehrbuch der organischen Chemie noch eine nur unterhaltende Plauderei sein sondern einen Einblick in die wesentlichen Probleme der Forschung und einen Überblick über die Resultate geben. Diesen Zweck erfüllt es in recht guter Weise. × In dem Buch Carl Snyders *Das Weltbild der modernen Naturwissenschaft* /Leipzig, Barth/ wird im wesentlichen ein physikalisches Weltbild in leichter gefälliger Sprache gegeben, das jedoch keineswegs überall einwandfrei ist. So behauptet der Verfasser die Endlichkeit des Weltalls und gibt dafür *Beweise*, die geradezu kindlich sind; zum Beispiel den, dass das Studium der Naturscheinungen, nach Helmholtz, ihre Begreiflichkeit zur Voraussetzung habe, das Unendliche aber jenseits der Grenzen unseres Verstandes liege. × In 2. Auflage erschien G. Mies Bächlein *Moleküle, Atome, Weltäther* in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/. Es schildert, wie in der ersten im Jahre 1904 erschienenen Auflage, den Bau der Materie aus Molekülen und Atomen, den Begriff des *Weltäthers*, die durch ihn vermittelten Erscheinungen des Elektromagnetismus und die durch die neuen Untersuchungen an Kathodenstrahlen erkannte Verknüpfung der materiellen Atome mit dem Äther. Hinzugekommen ist ein Abschnitt über die neuentdeckten Tatsachen der Umwandlung von Elementen bei radioaktiven Substanzen, durch die die Vorstellungen über den komplizierten Bau der Atome gestützt und erweitert werden.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Romane Der Elsässer René Schickel ist ein begabter Lyriker. Er sieht aufmerksam und viel; er empfindet mit eigenem Herzen und lernte den Bau von Versen, deren Wohlklang gewann und angenehm stimmte. In seinen kritischen Versuchen begegneten wir einem Lite-

raten, der sensualistisch in Kunstdingen webte und niemals schrieb, ohne dass er mit Seele am Kritisierten beteiligt war. Jetzt hat Schickele einen Roman geschrieben: *Der Fremde* /Berlin, Verlag des *Morgen*/. Dieses Buch war mir vor allem deswegen interessant, weil der Verfasser sich in seiner Prosa vor jeder stilistischen Überschwenglichkeit in acht nahm. *Der Fremde*: das ist ein Programmtitel. Aber viele Inhalte von Lebensanschauung werden in den Namen hineingelegt. Als der *Fremde* ein Knabe war, da wurde er sich dunkel bewusst, wie zwei feindliche Kräfte um ihn stritten. Denn er würde aus einem seltsamen Blut geboren. Er ist eines von jenen Menschenkindern, die an der deutsch-französischen Grenze geboren wurden, die Gallier oder Deutsche werden können, je nachdem die Leiter ihrer Jugend den heranwachsenden Menschen lenken. Nun hat der Knabe einen Grossvater, der aus seinem Enkel ganz einen Franzosen, einen Anbeter der *Gloire* machen will. Die Mutter des Knaben, eine Frau, die nicht Begriffe sondern nur Eingebungen des Herzens kennt, will ihren Sohn allem Zwist entreissen. Und sie begegnet seinem Temperament, da der Knabe ein Mensch der reinen Empfindung ist, da die Realitäten ihm gar nichts bedeuten, da er vor der Wirklichkeit zurückschreckt, sie nicht versteht und nun als Jüngling abrückt von allem, das eigentlich politisches Leben bedeutet. Bis hierher ist der Roman gut, sehr kräftig in den Farben; die einzelnen Menschen, die Mutter, der Sohn, der Grossvater, die Dinge, die Stadt Belfort, französische Soldaten, die Schönheit der Landschaft, der Nacht und der Sonne, all das ist mit grosser Schilderungsgabe dargestellt. Doch nun unser Jüngling allen lebendigen Dingen als ein Fremder entrückt ist und nur die Geschichte seiner Seele erzählt werden soll, macht Schickele sich die Arbeit allzu leicht. Die Liebeswandlungen des Jünglings sind oft unbestimmt, von dem früheren Glanz des Wortes nicht ausreichend begünstigt. Und doch sollte hier eine grosse Verworrenheit, fast ein mystisches Liebeslabyrinth dargestellt werden. Wie der Jüngling das Mädchen bewegt bis zur Grausamkeit gegen Mutter und Bruder zu lieben, wie er nach dieser Herzenstragödie in Einsamkeit gesundet, wie seine neue Liebe eigentlich ein Wärterdienst an einer Sterbenden ist. Dieser zweite Teil des Buchs sollte Lyrik sein,

aber er ist oft nur mühsam durchdachte Lyrik. Schickeles Gedanken begleiten den Weg des fremdartigen Lebenswandlers. Der seltsame Jüngling ist ihm ein Problem geworden, und er schreibt von ihm wohl logisch, obwohl solche Verwickeltheit des Gemüts vielleicht unlogisch erscheinen dürfte; aber psychologische Formeln, das bewusste Auseinanderlegen des Charakters ist von der Dichtung so fern wie die stereometrische Formel vom realen, greifbaren Körper. Die Formel beschäftigt nur den Verstand, die Charakteranalyse auch. Der Körper ist fühlbar; die Dichtung soll das sein.

Und dennoch möchte ich das Buch des René Schickele höher einschätzen als ein viel reiferes, viel runderes und wenig angreifbares, das auch von einem jungen Schriftsteller stammt, von Martin Beradt, und sein Roman heisst *Go* /Berlin, S. Fischer/. Beradt ist ein Anfänger, und doch ist sein Roman so, dass er ebenso gut von einem routinierten Schriftsteller hätte verfasst sein können. Ich frage mich bei der Bewertung eines künstlerischen Naturells immer: Wie weit hat der Schriftsteller eigene Lebensinhalte geformt, wie weit konnte er ferner die unbedingt nötige Kunstform für diese Lebensinhalte bieten? Und da fällt die Antwort für Beradt etwas gewunden aus. Gott, woher kenne ich doch diese Menschen schon? frage ich ständig, während ich sein Buch lese. Und dabei fällt mir ein, dass sie mir nicht aus dem Leben bekannt sind. Dann müsste ich Beradt ja danken, dann hätte er den Weg zu Dingen gefunden, die mir in der Realität wohl vertraut waren, deren Kunstinhalt mir bisher jedoch verschlossen blieb. Bei Beradt sage ich nun immer, seine Menschen und seine übrigen Lebensdinge sind mir nicht fremd, aber ich kenne sie aus *Büchern*, aus Kunstprodukten, aus Realitäten, die schon einmal in den Schimmer des Kunstworts übersetzt worden sind. Gewiss war Beradt ein oft sehr gewandter Übersetzer, ein sehr gelehriger und fleissiger selbst. Geschmackvolle Bildungsarbeit, Gelehrtenarbeit, sehr talentvolle Imitation ist sein Buch, ein Artistenwerk. Solche Bücher sind gewiss nicht zu verachten. Nur bin ich stets ängstlich, wenn junge Männer von dreissig Jahren solche Bücher schreiben. Ein Sturm und eine Blindheit und eine Überschwenglichkeit sind mir bei diesen Alterskameraden lieber. Ich würde Beradt mit Freundschaft begrüssen, wenn ich sein junges Herz ge-

funden hätte. So achte ich ihn nur, da ich sein müdes Herz fand und die Klugheit seines wohlorganisierten Hirns. Go ist der Knabe, der im Alter zum Mannbarwerden scheidet und keinen anderen Ausweg findet als das Sterben. Da ist in dem Buch eine sehr nervöse, feine Mutter, die im Wahnsinn endet. Der Typus ist literarisch. Da ist ein Vater, der von seiner nervösen Frau in die Arme von Mägden und Gouvernanten flüchtet. Der Charakter ist literarisch. Alles ist sehr geschickt, sehr sorgfältig, sehr behutsam und bedacht geschrieben. Nicht anders und nicht weniger.

× **Kurze Chronik** Liebenswürdige, von unklarer Sentimentalität nicht immer ganz freie Skizzen

hat Joseph Metz unter dem Titel *Armer kleiner Pierrot* bei Axel Juncker in Berlin erscheinen lassen. × Bei S. Fischer in Berlin veröffentlichte Georg Hirschfeld einen Novellenband *Auf der Schaukel*. × Nett und unanfechtbar wie meistens ist ein im gleichen Verlag herausgegebener Geschichtenband Hermann Hesses *Nachbarn*. × Ein Luftschiff- und Weltenkriegroman von dem pseudonymen *Michael Waggebald* /Berlin, *Concordia*/ ist erschienen. Es gibt viele, die an solchen, wirtschaftliche und politische Probleme in belletristischer Form behandelnden Büchern ein Ergötzen ihrer Phantasie finden.

× **Literatur** Den Brief als literarisches Kunstprodukt zu werten: das ist eine Fähigkeit, die wir erst seit kurzem gewonnen haben.

Seitdem lieben wir die Briefe, die von bedeutenden Männern und Frauen geschrieben wurden, in denen sich eine schöne Seele bekennt oder eine grosse oder eine gepresste. Die Briefschreiber der Renaissance, die mit Bewusstsein schöne Briefe schrieben, die im Brief nicht nur ein Mittel zur Verständigung sondern mehr noch ein Werkzeug zur Ergötzung des Geschmacks sahen, lesen wir heute wie wir lyrische Gedichte oder Novellen lesen. Und sie erscheinen uns heute vollkommen als literarische Gebilde der Vergangenheit, in denen tote Seelen sich erleichterten, in denen die Empfindungen und Gedanken des Einstmals aufgespeichert sind. Lothar Schmidt hat diese Briefe aus der Renaissance gesammelt und für Klinkhardt & Biermann in Leipzig herausgegeben. Er hat die

Briefe kommentiert, sie mit dem Licht ihrer Zeit beleuchtet und so ein Buch geschaffen, das man um seiner angenehmen, ersten Würde willen loben muss.

KULTUR

Verkehr / Felix Linke

Elektrische Städtebahnen Der Schnellverkehr zwischen nahegelegenen grösseren Städten erfordert meist Bedingungen, die sich im Rahmen des Eisenbahnverkehrs oft nicht erfüllen lassen, und deshalb ist schon lange der Plan aufgetaucht besondere Städtebahnen zu erbauen. Zwischen Köln und Bonn und zwischen Düsseldorf und Krefeld verkehren bereits Bahnen, die als solche Städtebahnen anzusehen sind. Es sind nunmehr auch Pläne aufgetaucht Köln und Düsseldorf sowie Köln und Dortmund durch besondere Bahnen zu verbinden. Die erstere Strecke ist bereits von den *Siemens-Schuckert-Werken* und der *A. E. G.* zum Gegenstand einer Eingabe an das Ministerium der öffentlichen Arbeiten geworden, worin eine grundsätzliche Entscheidung über die Frage erbeten wird, ob die Regierung selbst solche Bahnen bauen und in Betrieb nehmen, oder ob sie sie privaten Unternehmern überlassen will. Im Interesse der Allgemeinheit wäre im letzteren Fall die Finanzierung und der Betrieb durch die beteiligten Städte und Gemeinden, die sich zu einem Zweckverband zusammenschliessen und der Allgemeinheit dadurch den nötigen Einfluss auf diese Unternehmungen sichern könnten. Dieser Anschauung haben sich eine Reihe von Kommunen nicht entzogen. Eine Vereinigung von städtischen und ländlichen Gemeinden im rheinisch-westfälischen Industriegebiet hat an den Minister der öffentlichen Arbeiten den Antrag gerichtet für eine zwischen den Städten Dortmund und Düsseldorf zu erbauende elektrische doppelgleisige und vollspurige Bahn die Bauerlaubnis zu erteilen. Für solche Bahnen muss natürlich ein eigener Bahnkörper ausserhalb der bebauten Gemarkungen vorhanden sein, auf dem durch gute Signal- und Blockeinrichtungen die erforderliche Sicherheit gewährleistet ist. Innerhalb der Städte kann man solche Bahnen entweder als Strassenbahnen oder mit eigenem Bahnkörper und als Hoch- oder Untergrundbahnen ausführen. Die von den genannten Gesellschaften in Aussicht genommenen Bahnen sind in erster Art beab-

sichtigt, während die genannte Gruppe der rheinisch-westfälischen Städte die letztere Bauart in Aussicht genommen hat. Die Wahl zwischen diesen Bauarten ist natürlich von technischen und örtlichen sowie von wirtschaftlichen Gründen abhängig; allgemein kann man nicht entscheiden. Als Betriebskraft kommt zurzeit nur die Elektrizität in betracht, weil sie allein alle Erfordernisse für einen derartigen Betrieb gewährleistet.

In einem vorläufigen Bescheid an die *Kommunale Vereinigung für den Bau einer rheinisch-westfälischen Städtebahn* weist der Minister darauf hin, dass der beabsichtigte Bahnbau ein Konkurrenzunternehmen gegen die Staatsbahn sei und ihm deshalb grundsätzliche Bedenken begegnen. Die Frage soll aber nach jeder Richtung hin erwogen werden.

X Gleislose elektrische Bahnen

Der Ingenieur Max Schiemann propagiert seit einer Reihe von Jahren seine Ideen über gleislose elektrische Bahnen, die zwischen Kleinbahnbetrieben und dem gewöhnlichen Fuhrbetrieb stehen und dort eingreifen sollen, wo der Kleinbahnbetrieb sich noch nicht lohnt, während der Fuhrbetrieb nicht mehr ausreicht. Es sind schon eine ganze Reihe solcher gleislosen Bahnen eingerichtet worden, und es hat den Anschein, dass diese Gefährte, die nicht an Schienen gebundene Automobile mit oberirdischer Stromzuführung darstellen, sich dort ganz gut einbürgern, wo die speziellen Bedingungen für diesen Betrieb günstig sind. Gegen den speziellen Automobilbetrieb haben diese Anlagen den Vorteil, dass sie bei wachsendem Verkehrsbedürfnis in Kleinbahnen umgewandelt werden können, weil die Oberleitung und das Kraftwerk dann bereits vorhanden ist. Neuerdings wird von der *Gesellschaft für gleislose Bahnen Max Schiemann & Co.* in Wurzen eine gleislose elektrische Bahn in Istrien zwischen Pirano, Portorose und Santa Lucia ausgeführt. Die 5,2 km lange Strecke ist eben, aber sehr gewunden, da sie dicht am Meer liegt. Sie erhält auf zwei Dritteln ihrer Länge eine 4drähtige und auf dem letzten Drittel eine 2drähtige Oberleitung für Hin- und Rückführung des Stroms. Den Betriebsstrom liefert ein an der Strasse liegendes Kraftwerk, das von den Unternehmern der gleislosen Bahn, den *Vereinigten Gaswerken Augsburg*, gleich-

zeitig für Beleuchtung und Kraftversorgung der verbundenen Orte errichtet ist. Zunächst sollen 3 Motorwagen und 3 Anhängewagen in Betrieb gestellt werden, die ausser dem Personenverkehr auch die Beförderung von Stückgütern und Postpaketen übernehmen. Die Motorwagen haben Vollgummireifen. Die Strasse hat in den Orten Steinfliesenbelag und auf den freien Strecken vorläufig noch Makadampflaster, das aber durch Asphalt ersetzt werden soll.

X Lötschberg-tunnel Um die Einbruchsstelle des Wassers im Lötschbergtunnel unter dem Gasterntal zu umgehen, wird die Linienführung wesentlich geändert. Es liegen eine Reihe von Entwürfen vor, deren Gemeinsames vom schweizerischen Bundesrat bereits genehmigt worden ist. Leider ist nach den Untersuchungen die Umgehung das einzige Mittel, um die Schwierigkeiten des Tunnellaufs zu überwinden. Der Hauptentwurf der Bahngesellschaft sieht eine Linienführung des Tunnels vor, die etwa 800 m länger wird als ein Tunnel von grader Richtung. Die neue Führung verlässt den bestehenden Richtstollen bei 1200 m im Anfang einer Krümmung von 1100 m Halbmesser in östlicher Richtung. Beim Brandhubel sind umfangreiche Untersuchungen durch Schächte und Querschläge angestellt worden, die ergaben, dass der Gasterntalgranit beider Talseiten in einer Tiefe bis zu 42 m unter der Oberfläche und rund 200 m über der geplanten Tunnelsohle zusammenläuft. Die Umgehung der Einbruchsstelle wird die Fertigstellung des Tunnels einschliesslich der seit dem Einbruch verstrichenen Zeit von 7 Monaten um mindestens 1 Jahr hinauschieben.

X Türkei: Elektrische Bahnen

Nachdem die Licht- und Strassenbahnanlage in Damaskus im Herbst 1900 fertig gestellt und ihr eine ähnliche Anlage in Beirut gefolgt ist, scheint jetzt in der Türkei der Weg für weitere derartige Anlagen frei zu werden. Bis vor wenigen Jahren waren Elektrizitätsanlagen im ottomanischen Reich verboten; nun sich aber die elektrische Beleuchtung der Grabmoschee Muhameds in Medina bewährt hat, hat das Gebiet der elektrischen Technik die einheimischen Finanzleute lebhaft ergriffen. Eine ganze Reihe von Gesellschaften hat sich bereits um Konzessionen für Licht- und Kraft-

werke beworben, und es unterliegt keinem Zweifel, dass sie erteilt werden. Die natürlichen Wasserkräfte des Landes sind auch der Ausbreitung der elektrischen Bahnen sehr günstig. Zwischen Jaffa und Jerusalem besteht eine 87 km lange Bahnverbindung, die durch die Elektrisierung ihre Trace um mindestens 20 km verkürzen könnte, weil elektrischer Antrieb grössere Steigungen zu überwinden vermag. Es ist sicher, dass die Wasserkräfte, die namentlich der Jordan und seine östlichen Nebenflüsse sowie der Audsche liefern kann, eine kräftige Entwicklung des elektrischen Bahnbaus herbeiführen wird.

× **Syrisch-arabische Eisenbahnen** ×
Überhaupt nimmt der Bahnbau im Orient eine Entwicklung, an die vor einem Jahrzehnt noch kaum jemand gedacht hätte. Namentlich Syrien als Verbindungsland der nördlichen Türkei mit den südlichen Provinzen und den Vasallenstaaten wird — wie man nunmehr wohl voraussehen kann — bald von einem dichten Netz von Eisenbahnen überzogen sein. Die Fortschritte der anatolischen Bahnlinie einerseits und der afrikanischen Bahnen andererseits werden das Eisenbahnnetz dazwischen zu schnellem Ausbau zwingen. Die Bautätigkeit der syrischen Bahnen zeigt in den letzten Jahren in der Tat einen ausserordentlichen Aufschwung. Vor 1892 war in Syrien und Arabien noch keine einzige Bahn in Betrieb; jetzt sind über 2000 km im Betrieb. Allein im Jahre 1906 wurden auf 3 Linien insgesamt 450 km in Benutzung genommen. Der begonnene Weiterbau der Bagdadbahn wird voraussichtlich 1912, der der Mekkahahn 1913 fertig sein.

× **Automobilgesetz** ×
Leider hat das Automobilgesetz (siehe diese Rundschau in diesem Band der

Sozialistischen Monatshefte, pag. 265 ff.) eine Fassung erhalten, die allen berechtigten Ansprüchen des Publikums auf Schutz durchaus nicht genügt. Vor allen Dingen missglückte das Hineinbringen von Vorschriften über die Arbeitszeit usw. der Chauffeure, die für den Schutz des Publikums wirksamer gewesen wären als manche anderen Bestimmungen. Hoffentlich gelingt es diese Ergänzung der Gewerbeordnungsnovelle einzufügen. Sehr bedauerlich ist es, dass nun die beschränkte Haftpflicht wieder hineingebracht wurde. Um den schlimmsten Missständen bei der Prüfung der Führer

von Kraftfahrzeugen entgegenzutreten, hat der Minister der öffentlichen Arbeiten und der Minister des Innern noch vor dem Inkrafttreten des Gesetzes *Vorschriften für die Prüfung der Führer von Kraftfahrzeugen* erlassen, von denen zu hoffen steht, dass dem bisherigen Schlen-drian wirksam abgeholfen wird.

× **Kurze Chronik** ×
Am 1. April ist eine neue Verkehrsordnung der deutschen Eisenbahnen in Kraft getreten, die für den Verkehr manche Erleichterungen bringt. × Dem Reichstag ist der Entwurf eines Ergänzungsgesetzes über Postdampfschiffsverbindungen mit überseeischen Ländern zugegangen. × Der Elbeverkehr hat nach den amtlichen Ausweisen im Jahre 1908 wegen der ungünstigen Wasserstandsverhältnisse eine starke Abschwächung erfahren. × Mit Unterstützung der schwedischen Regierung ist die erste schwedische Dampferverbindung mit Russland eingerichtet worden; die Dampfschiffe verkehren zwischen Stockholm und Riga. × Die schwedische Regierung will einen elektrischen Bahnbetrieb auf der 126 km langen Strecke von Kiruna bis zur schwedisch-norwegischen Grenze einrichten. Die Betriebskraft soll aus den Wasserfällen Vakkikoski und Tarrukoski am Ausfluss des Torneträsksees gewonnen werden. × In Russisch-Polen sollen einige neue Bahnen zur Erschliessung des westlichen Grenzstrichs des Weichselgebiets gebaut werden. × In Russland wird mit französischem Geld die Bahnstrecke Kamenz-Podolsk-Schepetowska gebaut. Eine Reihe weiterer Strecken ist noch projektiert. × Es besteht die Absicht in Libau einen russischen Freihafen zu errichten. Der Libauer Hafen ist der einzige stets eisfreie russische Hafen der Ostsee, der ausserdem die grösste Wassertiefe besitzt. Libau ist der Ausgangspunkt einer ins Innere Russlands führenden Eisenbahnlinie. × Zu einer neuen Schiffsverbindung zwischen Chile und Japan hat die japanische Regierung einer Gesellschaft eine Jahresbeihilfe von 400 000 Yen (836 000 M.) bewilligt. × Japan will das koreanische Eisenbahnnetz erheblich ausbauen. × Nach einer ausführlichen Übersicht im *Engineer* sind in China jetzt rund 6000 km Eisenbahnen im Betrieb und rund 2100 km im Bau. × In Honduras wird eine 580 km lange Bahn von der Hauptstadt

des Freistaats Tegucigalpa nach dem Hafen Trugillo, in der Mitte der Nordküste von Honduras, gebaut. X Die erste Bahnverbindung zwischen dem Atlantischen und dem Pazifischen Ozean durch Mexiko ist vor kurzem dadurch hergestellt worden, dass die zwischen den Hafenstädten Tampico am Golf von Mexiko und Tuxpam bestehende Bahn an die neue Strecke Tuxpam-Colima angeschlossen worden ist. Dass diese Verbindung so lange fehlte, erklärt sich durch die grossen Schwierigkeiten des Bahnbaus in der vulkanischen Gegend. X Der Neubau der Quebecbrücke, die im August 1907 während des Baues einstürzt und viele Menschenopfer forderte, wird von der kanadischen Regierung nunmehr selbst ausgeführt werden. Sie hat für den neuen Entwurf drei hervorragende Ingenieure aus den Vereinigten Staaten, Kanada und England gewonnen. X Der Protest des New Yorker Städtgenieurs Gustav Lindenthal gegen die Pläne der neuen Blackwellsislandbrücke, der vierten Brücke über den East River zwischen Manhattan und Brooklyn, die ganz ähnlich wie die Quebecbrücke ausgeführt worden und fast vollendet ist, hat vollen Erfolg gehabt. Die Prüfung durch drei hervorragende Brückenbauingenieure hat ihre Unzulänglichkeit ergeben, so dass der Maximalverkehr auf diesem neuen Riesenbauwerk nach Verstärkung der Brücke nur mit erheblicher Einschränkung zugelassen werden kann. X Die dominikanische Republik beabsichtigt sobald wie möglich vom Seehafen Monte Christi nach Santiago und von Mocha nach La Vega Bahnen zu bauen. Die erstere Bahn würde ein an land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnissen reiches Gebiet erschliessen, die letztere würde bewirken, dass dann alle wichtigen Plätze des Nordens der Republik mit einander verbunden würden. X Die Stadt Panama soll durch eine Eisenbahn mit der Stadt David verbunden werden.

DIVERSA

Notizen

Notgedrungen Seit nahezu 4 Jahren bin ich Ziel und Tufpflanz aller möglichen polemischen Stilübungen, die bald von reichsdeutschen bald von russischen bald von tschechischen, gelegentlich auch von deutsch-österreichischen Genossen verübt werden. Ich schätze, man könnte schon

ein hübsches Duodezbandchen daraus machen, aber das wäre mehr zur Erbauung und Belehrung als zur Kurzweil und Ergötzung des verehrten Publikums. Mich zu verteidigen hatte ich bisher keinen Anlass, und ich habe es, glaube ich, auch jetzt nicht. Denn sollte ich etwa die reichsdeutschen Genossen fragen, ob die *wissenschaftliche* Revue dabei viel Geschmack an den Tag gelegt habe, als sie einen altgedienten deutschen Parteischriftsteller durch ein blutjunges Rüsselein darüber belehren liess, welches Ausmass deutscher Gesinnung ihm zustehe? Oder sollte ich mich erkundigen, ob es nicht ziemlich gewesen wäre, dass besagter junger Russe bei Veröffentlichung klatschweise erfahrener Redaktionsinterna sich wenigstens dessen vergewissert hätte, dass das Erschnappte auch das Richtige sei? Oder sollte ich einem Prager jungen Genossen, der mich Kaffeehaussozialisten nennt, mitteilen, dass ich schon Redakteur am Zentralorgan war, als er noch mit dem Cornelius Nepos herumraufte? Er weiss es selbst, nur hält er's für besser es zu verschweigen. Und endlich, was wäre selbst dagegen zu erinnern, wenn man mir in mehreren Polemiken deutlicher oder höflicher zu verstehen gibt, dass ich mich nur kritisch betätige, um durch Krakeel meinen Namen in der Leute Mund zu bringen und Lob beim Posemuckler oder Reutlinger *Generalanzeiger* einzuheimsen? Dagegen ist wirklich nichts zu erinnern; denn das ist eben der unausbleibliche Kehrreim jeder polemischen Strophe, und welches Recht habe ich eine Ausnahmebehandlung zu fordern? Ausserdem lächelt jeder Genosse, der in Parteidingen ein wenig Bescheid weiss, zu solchen altersschwachen Scherzen, die im Grunde nichts sind als harmlose Unbehilflichkeiten der Polemik. Denn es ist am Ende nicht so schwer zu begreifen, dass ein Wiener Parteischriftsteller von alledem, was ihn da angeblich so locken soll, nicht allzu viel hat. Vermutlich ist man auch in Wien von seinem unbequemen Eifer darzulegen, wie man es dem Gegner erschweren könnte die Sozialdemokratie als Feindin des eigenen Volkes darzustellen, nicht sehr erbaut, wenn man dort auch viel zu hoch von der Freiheit der Meinung denkt, um dazwischenzufahren. All das konnte sich schliesslich seit 4 Jahren jeder selbst sagen, und so brauchte ich mich nicht erst zu bemühen. Einem normalen

Menschen aber beibringen zu wollen, dass sein Nebenmensch, der anders denkt als er, nicht zugleich notwendig mehr oder weniger ehrbare Absichten auf silberne Löffel habe, wäre vergeblich, und schon der Versuch dazu ein Beweis psychologischer Blödsichtigkeit. Ebenso unstatthaft wäre es sich und anderen durch mürrischen und tadelnden Ernst den Spass an der Schnurre zu verderben, dass der moderne Xenophon einer berühmte gewordenen Retirade anderen Schriftstellern *Mangel an Mut* in die Zähne rückt. Gewisse Leute haben auf gewisse Worte nur noch im Sinn der Selbstironie Anrecht und sollten das wissen.

Was mich indes diesmal bewog von meiner Regel abzuweichen, war lediglich die Wahrnehmung, dass meine, wie ich glaubte, sehr deutlichen und leserlichen Texte da oder dort auf Missverständnis stiessen. Wenn ich *demokratische Zeitungen* sage, ertüfeln einige besonders Schlaue, meinte ich *sozialdemokratische*. Nein, meine lieben Leser, wenn ich *demokratisch* sage, meine ich es auch, nur begreife ich allerdings unter das Wort alle ein, die den muffigen Nachlass einer bestimmten Art deutscher Demokratie und Auländerei jetzt in ihren Trödlerläden feilhalten. In meiner so gern und oft hervorgehobenen Unkenntnis reichsdeutscher Dinge war ich der, wie es scheint, irrigen Ansicht, das *Berliner Tageblatt* sei im Reich nicht ganz unbekannt. Nun, diese Zeitung, die in Wien ihre Weisheit an der Quelle schöpfen lässt, hat gleichwohl fortgefahren der deutschen Regierung im serbischen Konflikt eine Politik anzuempfehlen, die bei dem neu entzündeten Hochmut der Aehrenthalleute und der Thronfolgerclique nur zum Krieg oder zur völligen Isolierung Deutschlands hätte führen können. Sie liess, als die Unterdrückung der Slawen das beste Thema der panslawistischen Kriegshetzer bildete, in einem Belgrader Brief über österreichischen Druck klagen, obschon in Österreich jedes Natiönchen ein *liberum veto* hat und vor deren kleinsten die Regierungen bauchrutschen; und sie unterliess es ihre Leser genauer darüber zu unterrichten, dass die *Kadetten* heute die wütendsten Germanophoben und Kriegstreiber sind, ungeachtet die Abkehr der russischen Demokratie zum grimmigsten Chauvinismus

der wichtigste und interessanteste Entwicklungsvorgang der letzten drei Jahre russischer Geschichte ist. Wie Deutschland je zu einer demokratischen Kontrolle der Regierungshandlungen gelangen soll, wenn die Berichterstatter seiner Weltblätter so ihre Pflichten vernachlässigen, ist schwer zu sagen. Andere namhaft zu machen will ich unterlassen; nur etwa zur Erwiderung auf gewisse Hinweisungen an die Haltung des März in der Marokkoaffäre erinnern.

Man sieht, es fehlen mir die Demokraten nicht. Zu ihnen aber rechne ich, wenigstens soweit die äussere Politik in Betracht kommt, auch eine, freilich sehr kleine, Gruppe sozialdemokratischer Schriftsteller, deren geistiger Führer, der Nürnberger Ritter, sich auch sofort als der Betroffene mit Schmerzenschreien meldete. Dort also hat man mich verstanden. Man weiss dort ja auch am besten, dass die deutsche sozialdemokratische Presse gar nicht gemeint sein kann, wenn von deutscher Übersetzung englisch-französischer Kriegshetzerien und Lügenmärchen die Rede ist, sondern bloss jene kleine Gruppe. Ich habe vorher erwähnt, dass ich im Sonstigen in Wien nicht viele habe, die mit mir übereinstimmen — wenigstens über Mittel und Wege —, allein die unwiederholbare Bezeichnung für die *Fränkische Tagespost*, die unter uns sehr üblich geworden ist, habe nicht ich geprägt, schon deshalb nicht, weil ich sie für zu eng halte. Habe ich mich doch oft daran erfreut zu beobachten, wie besonders in der ersten Zeit des serbischen Konflikts die in der *Nowoje Wremja* ausgegebenen Parolen auf französischen Umwegen die Reise nach Nürnberg machten. Soll man den deutschen Sozialdemokraten, der die Gefahr der preussischen Reaktion von Europa nach Rezepten abwehrt, die er, ohne es zu ahnen, dem führenden Organ der russischen Gouvernementalen abgeschrieben hat, den Schuldigen nennen? Eine falsche Rollenverteilung ist schuld an all dem Malheur. Man kann nämlich ein begabter Feuilletonist und lustiger Wochenplauderer sein und doch in aller Unschuld Gifttränkelein, die in der Küche der Getretenen des Zaren gekocht wurden, für sozialdemokratische Remedien halten. Zu spasshaften Rollen bedarf es oft eines grösseren Talents als zu tragischen; allein die Politik ist ein ernstes, trockenes Geschäft, sie ist kein *Jocus*.

KARL LEUTHNER